

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 71.

Freitag, den 3. September

1813.

Rechtsgelehrtheit.

Über die Erstattung der Proceßkosten, als Schadenersatz nach Vernunftprincipien und römischen Rechtsgrundsätzen. Von *J.N. Borst*. Nürnberg 1812, bey *Friedrich Campe*. (VIII und 149 S. in 8.)

Mit Vergnügen übernahm Rec. die Anzeige einer Schrift, welche gleich den früheren desselben Verfs., sich durch Bestimmtheit der Ansicht und durch eine lichtvolle populäre Darstellung so vortheilhaft auszeichnet. Die Lehre von Erstattung und Compensirung der Proceßkosten ist, wie der Verf. richtig bemerkt, schon an und für sich jedem practischen Juristen von der höchsten Wichtigkeit, da sie bey jedem Rechtsstreite zur Sprache kommt. Eine theoretische Entwicklung derselben gewinnt aber noch dadurch an Interesse, daß alle unsere Gesetzgebungen, gerade über diesen Punct höchst mangelhaft, das Meiste dem (sogenannten billigen) Ermessen des Richters überlassen, daß also eine richtige Entscheidung in den meisten Fällen von der individuellen theoretischen Ansicht des Rechtsprechenden abhängt. Dem Institute dieser Blätter getreu, machen wir unsere Leser zuerst mit dem Ideengange des Verfs. bekannt. Nachdem derselbe in der Einleitung (S. 1—8) die Geschichte der Lehre vom Kostenersatz ganz kurz erzählt hat, entwickelt er diese Lehre Anfangs (S. 8—83) nach rationellen Grundsätzen, sodann (S. 84 bis ans Ende) nach dem römischen Rechte. In der ersten Abtheilung wird vor allem gezeigt, daß die Vergütung der Proceßkosten nie als Strafe, sondern nur als Schadenersatz anzusehen sey. Verf. handelt daher: 1) (S. 12 u. f.) von dem Ursprung, dem Umfang, und der Natur der Verbindlichkeit zum Schadenersatz; dann erst 2) von der besonderen Art des Schadenersatzes, Erstattung der Proceßkosten (S. 38 u. f.). — Die Verbindlichkeit zum Schadenersatz entspringt nach seiner

Neuntes Heft.

Ansicht, als eine Art der Verantwortlichkeit aus der menschlichen Freyheit, und reicht nicht weiter als diese; d. i. nur insofern es dem Menschen freygestanden, seine Handlung zu unterlassen, oder an ihrer Statt eine andere vorzunehmen, ist er dafür verantwortlich und zum Schadenersatz verpflichtet. Die entgegengesetzte in der neuesten Zeit herrschende Behauptung, daß jede in das Recht des Andern eingreifende Wirkung, ohne Rücksicht, ob sie in der Freyheit, oder in einer aus der Natur des Menschen hervorgehenden Nothwendigkeit gegründet sey, zum Schadenersatz verpflichte, dankt (so meint der Verf.) nur der einseitigen Betrachtung des Menschen aus dem Standpuncte der Individualität ihren Ursprung. Nach dieser Ansicht weiset das Rechtsgesetz jedem Menschen eine genau begränzte Rechtsphäre an. Innerhalb dieses Zauberkreises erscheint jede seiner Handlungen als rechtlich; dagegen soll jede auf was immer für eine Art veranlafte Überschreitung desselben, jeder Eingriff in die eben so bestimmte Sphäre eines Andern diesen zur Forderung des Schadenersatzes berechtigen. Kinder und Wahnsinnige werden nach dieser Theorie eben so gut, als willkürliche Rechtsverletzer, für ihre bewußtlose Thätigkeit verantwortlich. — Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man den Menschen aus dem Standpuncte der Universalität als Glied der Menschheit betrachtet. Jede Beschädigung erscheint in so fern, wenn man von der Freyheit abstrahirt, nicht nur durch die Natur des Handelnden, sondern auch durch alle äußeren Umstände, und wo zwischen Menschen gehandelt wird, durch Wechselwirkung, d. i. nicht bloß durch die Individualität des Verletzers, sondern auch durch jene des Beschädigten als bedingt. »Der Beschädigte ist eben sowohl, als der Beschädiger an der Beschädigung Schuld, und die Verantwortlichkeit vernichtet sich gegenseitig. Es ist demnach ohne Freyheit keine Verantwortlichkeit möglich. Die Freyheit ist der Gränzpunct der Individualität und Universalität. So weit der Mensch frey

ist, so weit ist er Individuum, und so weit gilt seine Verantwortlichkeit; denn was er mit Freyheit bewirkt, muß er sich selbst bey messen, weil er es hätte unterlassen können. So weit aber der Mensch nicht frey ist, so weit ist er ein Glied der Menschheit. Was ohne seine Freyheit sich ereignet, treffe nicht ihn allein, sondern die Menschheit. (S. 19—20). Nach dieser vorläufigen Orientirung geht der Verf. zur näheren Bestimmung des Begriffes von Freyheit, und von der freyen, die Verantwortlichkeit erzeugenden, Handlung über. Das Resultat dieser Untersuchung geht dahin, daß eine Handlung, wodurch Jemand beschädigt wird, nur damals nicht zur Verantwortung und zum Schadensersatz verpflichtet, wenn der Handelnde nicht nur das erkannte Gute gethan, das erkannte Böse gemieden, sondern auch sich alle Mühe gegeben hat, das wahre Gute und Böse zu erkennen. Wenn er solcher Gestalt seine Freyheit erschöpft hat, und ihm weder böse Absicht, noch Fahrlässigkeit zur Last fällt, so erscheint der Irrthum über die Folgen seiner Handlung, den er bey aller Anstrengung nicht vermeiden konnte, als nothwendig, somit nicht als verantwortlich; und die Handlung gründet, wenn sie auch zum Schaden eines Dritten ausschlägt, kein Recht auf Schadensersatz. Es muß daher in Beziehung auf den letzteren stäts der geringste Grad des Versehens vertreten, und bey Bestimmung desselben auch auf die individuelle Erkenntniß des Handelnden wenigstens in so fern gesehen werden, als jeder das zu wissen und zu verantworten schuldig ist, was jeder ordentliche Mensch seines Standes weiß. Die Anwendung dieser Grundsätze auf die Lehre von Erstattung der Proceßkosten ergibt sich von selbst. Jede Partey, welche einen ungerechten Proceß führt, den sie bey vollständigem Gebrauch ihrer Freyheit hätte vermeiden können, weil sie unter dieser Voraussetzung ihr Unrecht erkannt hätte, ist dem Gegentheile die Kosten zu erstatten schuldig. Hiernach unterliegt jede Partey dieser Pflicht, welche das Factum nicht genug kannte, wenn nicht der Gegentheile die Wahrheit betrügerisch verhehlte, oder eine erhebliche Thatsache beyden Theilen vor der Proceß-Instruction nothwendig verborgen war. Hat hingegen der Besiegte aus Unwissenheit des Gesetzes oder aus Mangel an richtigem Verstandesurtheil im Rechtspuncte geirrt: so ist er zwar in der Regel auch die Kosten zu ersetzen verbunden; allein, wenn es wegen dringender Umstände, wegen Unbedeutenheit oder Zweifelhaftigkeit der Sache unmöglich war, durch sorgfältige Erforschung der Wahrheit den Irrthum zu vermeiden, findet auch hier eine Ausnahme Statt. Wenn mehrere Richter einer oder mehrerer Instanzen verschiedener Meinung, ferner wenn

beyde Theile an Verdunkelung ihres Rechtsverhältnisses schuld sind, müssen die Kosten compensirt werden. Ubrigens eignen sich von den Kosten, welche die Parteyen für ihre Person aufwenden, nur Reise-, Zehrungs- und Versäumniskosten; von den auf fremde Belohnung verwendeten nur die Advocaten-Gebühren, in so weit dadurch die gerichtlichen Kosten der Proceß-Instruction vermindert werden, zum Ersatze. Spotteln dürfen nur dann gerechnet werden, wenn eine Partey wegen Verschuldung des Processes zum Kostenersatz verbunden, oder beyde Theile an der Dunkelheit ihres Rechtsverhältnisses schuld sind. Einzelne aufser dem gewöhnlichen Proceßgang entstehende Kosten, z. B. Contumacialkosten ersetzt diejenige Partey, welche diese Kostenhäufung verursachte. — Rec. enthält sich aller Bemerkungen über den Hauptgedanken des Verfs., daß nämlich nur jene Handlungen zum Schadensersatz verpflichtet, bey denen ein Verschulden des Handelnden Statt findet; und über die Richtigkeit der dabey zum Grunde liegenden Idee einer rechtlichen Einheit des Menschengeschlechts. Denn dürfte diese Idee auch bey dem nüchternen Natur-Rechtslehrer keinen Eingang finden, dürfte demselben wenigstens auf dem Standpuncte der Reflexion der Mensch auch bloß als ein in seinem rechtlichen Wirkungskreise isolirtes, den Andern nur coexistirendes nicht mit ihnen verbundenes Wesen erscheinen; so verschwindet doch diese Ansicht offenbar, wie wir uns die Menschen in einem Staatsvereine denken; und von diesem braucht man wohl nicht zu abstrahiren, wenn es sich um die Entwicklung der Lehre von Proceßkosten handelt. Denken wir uns nun die Menschen in einem Staat verbunden, so ist sogleich alle Isolirung der Einzelnen in ihren Rechtsgebieten verschwunden; an die Stelle der vom Verf. nach seinem philosophischen Systeme vorausgesetzten Idee einer Einheit des Menschengeschlechts tritt die Idee der Bürgerlichkeit, und alle weiteren Schlussfolgen erscheinen, wiewohl aus einem veränderten Gesichtspuncte als gerechtfertigt. Die positiven Gesetzgebungen haben auch die Richtigkeit dieser Ansicht gar wohl gefühlt, und daher jene gränzenlose Verantwortlichkeit des strengen Naturrechts aus ihren Rechtssystemen verbannt; vielmehr den Bürger nur für *verschuldete* Handlungen zum Schadensersatz verpflichtet. Wir haben also in Beziehung auf diese erste (philosophische) Abtheilung nur mehr über die aus den Principe des Verfs. abgeleiteten Detailbestimmungen einige Bemerkungen beyzufügen. Wenn §. 19, S. 48 behauptet wird, jede Verschiedenheit der Stimmen bey einem aus mehreren Individuen bestehenden Gerichtshofe müsse Compensirung der Proceßkosten zur Folge haben, so würde fast

bey keinem Civil-Process der Kostenersatz auferlegt werden dürfen. Diese Behauptung müßte auf jeden Fall dahin beschränkt werden, daß nur eine Getheiltheit der Meinungen über den Haupt-Streitgegenstand Aufhebung der Unkosten nach sich ziehen solle. Die vom Verf. S. 49 angeführten Ausnahmen erscheinen bey einer leichten Prüfung als unbestimmt, und zum Theil selbst als unbillig. Daß die Annahme der Klage von Seite des Richters die Parthey von dem Vorwurfe rechtfertige, gegen das klare Gesetz gestritten zu haben, wie S. 52 behauptet wird, setzt nothwendig voraus, daß der Richter jede nach seiner Ansicht dem klaren Rechte widersprechende Klage auch ohne Vernehmung des Gegners verwerfen könne. Nicht alle Gerichtsordnungen räumen aber dem Richter eine so ausgedehnte Macht ein. Wenn er 21. §. S. 55, Gutachten von Rechtsgelahrten zu Gunsten des Sachfälligen für unzureichend erklärt, die Zweifelhafteit einer Rechtssache zu erweisen, so scheint diese Behauptung mit den eigenen Ansichten des Verfs. im Widerspruche, und durch die von ihm angeführten Gründe nicht gerechtfertigt zu seyn. Vielmehr möchte Rec. den vom Verf. als entscheidend angesehenen Präjudicien, da sie sich nicht einmal auf den nämlichen Fall beziehen, noch weniger Gewicht beylegen. Dieser kleinen Unvollkommenheit ungeachtet, werden die hier aufgestellten Regeln gewiß jedem Rechtsprechenden als Abhülle eines dringenden Bedürfnisses willkommen, und in der Anwendung von dem größten Nutzen seyn. Eine Zusammenstellung derselben mit den Grundsätzen, die unsere allgemeine Gerichtsordnung §. 398 u. f. über den Ersatz und die Compensirung der Gerichtskosten, und unser allgem. bürg. Gesetzbuch im 30. Kapitel des II. Theils über Schadenersatz im Allgemeinen aufstellt, wäre zwar von dem höchsten Interesse; sie gehört aber nicht hierher, und hat für Kenner der vaterländischen Gesetzgebung keine Schwierigkeit. Noch verdient im ersten Theile dieses Werkchens die Entwicklung des Begriffs von moralischer Freyheit (§. 7 — 12, S. 20 — 31) und die neue Ansicht der Frage, ob die Justizpflege unentgeltlich oder gegen Taxen geleistet werden soll (§. 25, S. 65. u. f.) Aufmerksamkeit und Beherzigung — Die einer Recension vorgezeichneten Gränzen erlauben uns nicht, auch die II. Abtheilung mit eben der Ausführlichkeit, wie die erste, zu würdigen. Der Verf. bittet in der Vorrede S. VI selbst, seine Schrift in Hinsicht auf die darin entwickelte Theorie des Römischen Rechts vom Schadenersatze nur als einen Versuch zu betrachten; indem er hier seine Ansichten nicht umständlich erörtern konnte, sondern sich begnügen mußte, Stoff zum weiteren Nachdenken gegeben, und zur ausführlicheren Ver-

gleichung der Quellen aufgefordert zu haben. Er sucht zuerst (S. 84 — 99) aus allen ausdrücklichen Anordnungen des *Corpus juris* *) über diese Materie zu erweisen, daß das Römische Recht bloß die unbestimmte Regel enthalte: der Besiegte, welcher leichtsinnig und ohne Grund gestritten habe, müsse dem Gegner die Kosten ersetzen; wenn aber die Sache zweifelhaft, und verschiedener Auslegung fähig war, sey er von dieser Verbindlichkeit frey. Diese Regel leite, wie die vom Verf. im ersten Theile dargestellte Theorie die Verpflichtung zum Schadenersatze nur aus dem Verschulden ab. Die äußeren Merkmale des Verschuldens lasse sie ganz unbestimmt. Die Doctrin habe es versucht, diesem Mangel abzuhelfen, Grade des Verschuldens festzusetzen, und an einen derselben die Verbindlichkeit zum Schadens-, rücksichtlich Processkosten-Ersatze zu knüpfen. Dagegen bemüht sich der Verf. weitläufig darzuthun, daß die Römer, die dem *dolus* gleich geachtete *culpa lata* ausgenommen, keine Eintheilung der *culpa* nach Graden kannten; daß die bey dem Processführenden zu vertretende *culpa* nicht auf die *culpa lata* beschränkt, von der andern Seite aber die Verbindlichkeit zum Kostenersatz auch nie über die Gränze der Freyheit ausgedehnt werden könne. — Jedem Kenner der neuesten civilistischen Literatur fällt es von selbst auf, daß die Grundzüge der vom Verf. entwickelten Theorie des Schadenersatzes nach Römischen Rechte ihm nicht eigenthümlich angehören. Daß vielmehr nur die Darstellung einiger neuen Gründe und die nähere Anwendung derselben auf die Lehre vom Ersatze der Processkosten sein Verdienst sey, in dessen genauere Prüfung einzugehen uns der Raum dieser Blätter nicht verstattet.

Hfs.

Literar-Geschichte.

Correspondance littéraire philosophique et critique adressée à un Souverain d'Allemagne depuis 1770 jusqu'en 1782, par le Baron de Grimm et par Diderot. Paris, F. Buisson, libraire, rue Gilles-Cocur Nro. 10. 1812. Die ersten fünf Bände.

Friedrich Melchior Grimm, am 26. December 1723 von armen bürgerlichen Ältern geboren, und am

*) Diese sind: §. 1. *J. de poena temere litigantium. L. 79. D. de judic. L. 78. §. 2. D. de leg. II. L. 5. §. 1. Cod. de Fruct. et litis exp. Nov. 82. cap. 10 and L. 13. §. 6. Cod. de judiciis.*

19. December 1807 als Freyherr und Minister gestorben, hatte sich zuerst in seinem Vaterlande als Schriftsteller durch die Tragödie *Banise* versucht, die von *Lessing* und andern Richtern kritischer Tribunale unerbittlich hart mitgenommen ward, wie sie es verdiente. Er ging nach Paris als Hofmeister der Kinder des Grafen *Schomberg*, und ward Vorleser des Herzogs von Gotha. Als solcher machte er die enge Bekanntschaft *Rousseau's*, mit dem ihn noch die Vorliebe für Musik näher vereinigte. Durch ihn kam er mit dem Baron von *Holbach*, und durch diesen mit den Encyclopädisten, und als Secretär des Herzogs von *Orleans* mit den glänzendsten Zirkeln von Paris in Verbindung. Als solcher war er schon der literarische Correspondent mehrerer deutscher Fürsten, besonders des Herzogs von Sachsen-Gotha, und empfing Ehren- und Auszeichnungen von den Königen Schwedens und Preussens, und von der russischen Kaiserin. Im Jahre 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister, und er erhielt den Freyherrntitel, und im Jahre 1795 verlieh ihm die russische Kaiserin, welche ihm vorzüglich gewogen war, die Stelle ihres bevollmächtigten Ministers im niedersächsischen Kreise, worin ihn *Paul I.* bestätigte. Eine Krankheit, die ihm ein Auge kostete, zwang ihn, sich von den Geschäften wieder zu den Studien zurückzuziehen, denen er die letzten Jahre und Kräfte seines Lebens weihte.

Diese kurze aus dem biographischem Vorberichte des Werkes gezogene Notiz hielten wir für nothwendig, um den Verf. dieser Correspondenz, welche ein durch zwölf Jahre fortlaufendes Gemälde der neuen französischen Literatur gibt, Lesern, denen er etwa nicht weiter als dem Nahmen nach bekannt seyn möchte, näher bekannt zu machen. Für Alle welche an der neueren französischen Literar-Geschichte, und besonders an der der schönen Wissenschaften und Künste nur einigen Antheil nehmen, ist dieses Werk gewifs von sehr großem, wiewohl nicht immer gleichem Interesse. Aufser den zwar nicht immer mit Unparteylichkeit, aber durchaus mit Geist und Sachkenntniß gefällten Urtheilen *Grimm's* über die merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, besonders auf der Bühne und im Orchester, aufser einer Menge lustiger, witziger, unterhaltender, literarischer, galanter und manchmal skandalöser Anekdoten und Bonmots, aufser den Berichten, über Vorfälle der verschiedensten Art, welche mehr in die Kreise der diplomatischen-großen und schönen Welt, als in die Sphäre der Gelehrten und Literatoren gehören, enthält diese Correspondenz auch mehrere bisher ungedruckte Briefe und Aufsätze der berühmtesten Literatoren,

wie von *Voltaire*, *Diderot*, *d'Alcembert*, *Galiani* u. s. w. Portraite, Epigramme, Vaudevilles und andere Gelegenheitsgedichte, welche Aufsehen gemacht, die Geschichte der Parteyungen in welche damahls die Finanzen und die Musik ganz Frankreich theilten, die Zänkereyen der Ökonomen, Encyclopädisten, Gluckisten, Piccinisten u. s. w.; die geheime Geschichte der Coulissen des französischen Theaters und der Opera, Streitigkeiten der Hofetikette, der Sorbonne und der Philosophen. Da *Grimm* entschieden den letzten anhing, so ist die Bemerkung unnöthig, daß alle seine Ansichten durch das Glas der französischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts aufgenommen, und also wie diese Philosophie selbst oft flach und dürftig, immer geistreich, aber nicht selten herzlos erscheinen, daß auch sogar der Ton seiner Anekdoten manchesmal mehr die Gesellschaft von Tänzerinnen und liederlichen Schauspielerinnen, als die von gesitteten Frauen verräth. Der Herausgeber bemerkt von seinem Style: *on y trouve quelques germanismes*. Rec. wünschte daß er die Germanismen lieber öfter in der Gesinnung angetroffen hätte, in welcher Hinsicht das ganze Werk wirklich Nichts als ein Gewebe von reinen Gallicismen ist. Um jedoch einen Begriff von dem Interesse zu geben, den es als unterhaltende Lectüre hat, will Rec. ohne Wahl einige interessante Stellen hier ausheben.

Erster Band. Unter die ausgezeichneten Portraite bekannter Schriftsteller gehören die *Rulhiere's* des Verfs. der polnischen Revolution und des *Abbé Trublet*. Über den ersten wird sehr hart, doch wie es scheint, nicht mit Unrecht abgeurtheilt: *il s'en faut bien que ce soit un bon esprit; il est de ces gens qui vont toujours droit devant eux sous regarder jamais ni à leur droite, ni à leur gauche; cochemin même souvent aux petites-maisons. Il a écrit l'histoire de la dernière révolution de Russie avec une témérité incroyable.* Er las diese Geschichte, worin viel Schändliches von der Jugend des letzten Königs von Polen gesagt wird, in einem Zirkel, wo sich auch der Vetter des Königs, der Fürst *Adam Czartoryski* befand, so ganz ohne Rücksicht auf denselben vor, daß er sich alle Augenblicke unterbrach, um den nicht wenig verlegenen Fürsten zu fragen, wie ihm das gefalle; und meinte zuletzt noch, er sey damit sehr zufrieden. Vom *Abbé Trublet* sagte *Voltaire*: daß er Fliegeneyer in einer Wage von Spinnweben abwäge; *Me. Geoffrin*: daß er nur ein Dummkopf sey, überall mit Witzschaum angespritzt; und *Maupertuis*: daß seine *Essais de littérature* einen so großen Ruf in Deutschland hätten, daß die Postmeister denen, so sie nicht gelesen, die Pferde verweigerten. S. 97. Eine Analyse des Lob-

gedichtetes des chinesischen Kaisers *Kienlong* auf die Stadt Mukden und ihre Gegenden durch *Diderot*, nicht ohne Interesse für die Liebhaber und Nichtliebhaber chinesischer Literatur. S. 144 nimmt die Erörterung der Etikettestreitigkeit, ob die Prinzessin von Lothringen, Schwester des Prinzen *Lambesc*, am Vermählungsfeste des *Dauphin* mit der Erzherzogin von Oesterreich, gleich nach den Prinzen vom Geblüte und unmittelbar vor dem übrigen hohen Adel Menuet tanzen sollte oder nicht, acht volle Blätter ein; so sehr beschäftigte damals diese Angelegenheit den ganzen französischen Adel und den Baron *Grimm*! — Auch Charaden liegen nicht unter der Würde seiner Relationen, wovon die folgende sein eigenes Product ist: *Ma première se plante, ma seconde se noue, et mon tout est montout*, d. i. *Maitresse*. S. 184 bey Gelegenheit des Todes *Boucher's* ein Artikel über französische Maler; man könnte *Boucher* den *Fontenelle* der Malerey (der französischen) nennen, und zwischen Beyden eine interessante Parallele ziehen, er war *Vanloo's* Nachfolger als Hofmaler. Dieser konnte weder lesen noch schreiben. S. 187. *Jean Jacques Rousseau* pflegte, wie *Tronchin*, seine Briefe so zu datiren, daß statt des Monatsnamen, die Monatszahl unter das Datum des Tags in die Mitte der Jahrzahl gesetzt wird, z. B. den 2. Februar 1770.

S. 281. *Diderot's* Bemerkungen über die Kunst des Schauspielers bey Gelegenheit einer Broschüre über *Garrik*. *Diderot* und mit ihm *Grimm* behaupten, der große Schauspieler dürfe sich weniger seinen Empfindungen hingeben, als daß er dieselben beherrschen und mit kalter Besonnenheit anordnen müsse. Wenn sie hierin Recht haben, so ist der Beweis: weil die besten französischen Schauspielerinnen in den Momenten ihres höchsten Triumphes durch Muthwilligkeiten ganz klar darthaten, wie wenig die Rolle selbst auf ihr Gefühl wirke, doch sehr sonderbar, und weder für das Gefühl der Schauspielerinnen, noch für das ihrer Vertheidiger sehr ehrenvoll. So sagte die berühmte *Mlle. Arnoud* in einem Augenblicke des höchsten Pathos, während das Haus in Thränen zerfloß, dem Schauspieler der sich gegen sie herüber bog, ins Ohr: *Ah Pilot que vous êtes laid*. S. 303 heißt es von den Polen bey Gelegenheit eines *Memoires* des *G. Wielhorsky*: *Le tout pour la félicité de ces compatriotes, dont la conduite, depuis quelques années, est une nouvelle preuve combien la sagesse est familière au genre humain*. S. 352. Charakteristik des Präsidenten *Henault*, der sich fürchtete vor der Königin zu sterben, weil er ihr versprochen, sich nicht bey den Jansenisten begraben zu lassen, was er im Testamente doch nicht zu halten den Muth hatte.

S. 361. Eigenhändiger Brief *Catharinens* der II. an den Dichter *Sumarokow* um einen Theaterhandel zu schlichten. Die Correspondenz des Jahrs 1771 beginnt mit einem umständlichen Berichte über die unglaubliche Vermessenheit *le Breton's*, des Verlegers der Encyclopädie, der, nachdem *Diderot* schon das Imprimatur gegeben, erst nach seinem Belieben auslief, wegschnitt, hinzuthat, und dann das Manuscript verbrannte, so daß zehn Bände auf diese Art verstümmelt waren, ehe es entdeckt ward, worüber *Diderot* in völlige Verzweilung gerieth. S. 381. *Piron* antwortete dem Erzbischof von Paris, der ihn gefragt, ob er seinen letzten Hirtenbrief gelesen: *Et Vous, Monseigneur?* S. 387. *Duclos* sagte vom Elephanten in der Menagerie: *c'est la seule bête un peu considérable, dont on puisse parler en ce tems-ci sans danger*. S. 393 das unlängst in verschiedenen Zeitungen nachgedruckte Hausmittel wider das Biutspeyen, nämlich: Räucherung mit gelbem Wachs. *Credat Judaeus Apella*, oder wie *Grimm* mit *Ribelais* sagt: *et sur ce, tenez Vous en joie, et buvez frais*. S. 448 Urtheil über die Werke des jüngeren *Crebillon*.

Zweyter Band. Von manchen Urtheilen *Grimm's* könnte wohl der Vers aus den zwey Geitzigen *Fal-bairés* gelten: *l'Alcoran n'est qu'un grimoire*. Solche Urtheile sind z. B. die, so er über *Thomson* und *Anquetil du Perron* fällt. Den ersten vergleicht er mit der *Madonna von Loretto*, und stellt ihn dann in Parallele mit *Virgil*, der die *Venus* seym soll; *Thomson* sey gemacht, den Geschmack eines jungen Menschen zu verderben. Eben so ungerrecht ist sein Urtheil über *Anquetil*, dessen damals selbst von *S. William Jones* aus Parteylichkeit angegriffenes Verdienst lange in Frankreich verkannt, bis es zuerst in Deutschland und dann in seinem Vaterlande gehörig gewürdigt ward. Die *Zendbücher* sind ein Schatz altpersischer Religionslehre, und wenn *Grimm* sagt: *Ce n'est pas la peine d'aller si loin, car, dieu merci, en fait de sottises toutes les nations sont à peu-près également en fonds*, so hört man deutlich den französischen Philosophen des XVIII. Jahrhunderts. Diesem gefällt freylich die auf französischem Grund gewachsene chinesische Anekdote besser die S. 105 aus der *lettre à Brutus* angeführt wird, und die aus einem der hundert Bände orientalischer Handschriften, die sich auf der Bibliothek zu Berlin befinden (?) geschöpft seyn soll. Interessant sind S. 137 die biographischen Notizen über *Helvetius*, der wie *der B. von Holbach*, ein reicher und lebenslustiger Mann, nachdem er seine Jugend im Schoosse der großen und schönen Gesellschaft durchgebracht, erst nach seiner Heirat sich aufs Land zurückzog, wo er der Jagd und den Studien leb-

te; diplomatisch merkwürdig ist das Partezettel des Herzogs von *Vauguyon* wegen der darin vorkommenden fast gänzlich unbekanntem diplomatischen Kunstausdrücke: Er heißt: *Juveigneur* (so viel als *Cadet*) *de Porhset*; *substituté de Causade*, *vidaure et avoué de Sarlar*, *hautbaron de Guyenne*, *secondbaron de Quercy*, *menin*, *grand maître de garderobe du Dauphin*. Das letzte liefs die französische Hofzeitung nicht gelten, weil nur die königl. Hofämter und nicht die der Prinzen den Beysatz *Oberst* annehmen durften. Diese hatten keine Obersthofmeister, Oberststallmeister u. s. w. sondern nur erste Hofmeister, erste Stallmeister: *premier maître*, *premier écuyer* u. s. w.

Diderot's Aufsatz *sur les femmes* S. 248 als Kritik des *essai sur les femmes* von *Thomas*, gehört, wiewohl nur Bruchstück, unter das Geistreichste was je über Frauen geschrieben worden. *O femmes, vous êtes des enfans bien extraordinaires*, ruft *D.* aus, und rät dem kalten *Thomas*, wenn er für Frauen schreiben wolle, die Feder in die Farben des Regenbogens zu tauchen und mit Schmetterlings-Flügelstaub zu bestreuen. Die ganze Erziehung eines Mädchens in den ersten 18—19 Jahren seines Lebens beschränkt sich (nach ihm) auf die Lehre der Haltung und Bewahrung des von Mutter *Eva* ererbten Feigenblattes. *Ma fille prenez garde à votre feuille de figuier; votre feuille de figuier va bien, votre feuille de figuier va mal.* Die Verhältnisse, in denen vier der berühmtesten französischen Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts mit dem schönen Geschlechte standen, sind, in so weit sich dieselben in ihren Schriften kund geben, sehr treffend in vier Zeilen geschildert: *on s'apperçoit que Jean-Jaques a perdu bien des momens aux genoux des femmes, et que Marmontel en a beaucoup employé entre leurs bras. On soupçonneroit volontiers Thomas et d'Alembert d'avoir été trop sages.* S. 301 ist von einer französischen Bearbeitung der Apologen *Saadis* unter dem Titel *Fables Orientales* von *Mr. Bret* die Rede, welche wir eben so wenig kennen, als die *poésies orientales* von *Gentil Bernard*, welche aber beyde nach *Grimm's* Urtheil, nach den Bearbeitungen derselben *Sujet's* durch *Diderot* und *Lambert*, nicht mehr lesbar sind S. 386 eine sonder-Mode war eine zeitlang die Wuth der Damen noch goldenen Tressen und Stoffen, um das Gold auszuzupfen, und es dann zu verkaufen. Der *Duc de Chartres* liefs sich falsche Goldschleifen aufnähen, um die Damen, die ihm dieselben sogleich vom Leibe rissen, auszulachen, S. 432. Ein Engländer sagte zu *Voltaire*, der sich in die größten Lobeserhebungen über *Haller* ergossen hatte, daß diefs um so schöner sey, als *Haller* ihm nicht dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lasse; *Voltaire*

antwortete: *Helas! nous nous trompons peut-être tous les deux.* S. 472. *Memoire aux artistes trouvé dans les papiers de Péron.* Wohlgemeinter Rath an alle Bildhauer, Stuckadorarbeiter und Vergoldder, die Verhältnisse des Augenmafses zu beobachten, und den graden Linien vor den krummen den Vorzug zu geben.

Dritter Band. Der Graf *Lauraguais* liefs sich von der medicinischen Facultät ein Gutachten über die Wirkungen der langen Weile auf die Gesundheit geben. Die Facultät erklärte, daß sie die Verdauung hindere, den Blutumlauf erschwere, u. s. w. Mit diesem Gutachten versehen, brachte der Graf eine förmliche, gerichtliche Klage an wider den Fürsten *Henin*, der schon seit fünf Monaten die Schauspielerin *Mlle. Arnoud* als Liebhaber langweilte.

S. 94 und die zwölf folgenden, bey Gelegenheit der Herausgabe der Reisen *Montaigne's*, *Grimm's* sehr ausführliches Urtheil über *Montaigne's* Philosophie in Vergleich mit der von mehreren neueren berühmten Philosophen, namentlich mit der von *Locke*. *G.* sagt von *L's Entendement humain* und von *M's Essais*: *on gagne l'embonpoint avec l'un, de la santé avec l'autre. L'un fait les fonctions de l'imagination; l'autre celles du jugement; l'un vous met dans la plus grande abondance, l'autre vous apprend à en faire l'usage le plus sur et le plus heureux.* S. 136. Aus *Delille's* akademischer Aufnahme-Rede zum Lobe der Blatterneinimpfung: *Comment ne pas se prévenir en faveur d'une méthode, qui doit son origine à la patrie de la beauté et à celle de la philosophie, à la Circassie et à l'Angleterre?* Wenn England durch *Lady Montague* die Blatterneinimpfung aus der Turkey empfangen, so gab es dieses Geschenk durch die Mittheilung der Kuhpocken dem Morgenland tausendfach wieder zurück. S. 143 stünde die Äußerung *Galiani's* über Menschenschicksal besser in dem Munde eines prädestinirten Moslim's als in dem eines christlichen *Abbé*: *Arrêtez vous de grace devant un rotisseur, regardez un tourne-broche; voyez vous ce magot en haut, qui paroît s'employer avec une force et une application étonnante à faire tourner la roue? Eh bien! c'est là l'homme; le contrepoids caché est le destin et le monde est un tourne-broche. Nous croyons le faire aller et c'est lui qui nous mène.* Diese Idee müfste in Konstantinopel, wo die Bratenwender ohnehin alle durch Hunde getrieben werden, Glück machen. S. 159. Das *Raisonnement* des Freyherrn über die Unwahrscheinlichkeit, daß Gelehrte und Literatoren an politischen Unruhen Antheil nehmen können, hat die französische Revolution blutig widerlegt. Wenn S. 160 der Herausgeber in der Note von einem apocryphen persischem

Namen sagt: *Les plus savans orientalistes et M. Lauglés-lui-même ne le connoissent pas*, so kommt Hr. L. wohl nicht anders, als durch Persillage hier unter die Orientalisten vom ersten Range zu stehen. S. 260. Eine schöne Probe von *Voltaire's* Übersetzungsmanier. Den Anfang der Genesis übersetzte er so: *Au commencement Dieu fit le ciel et la terre, et tout étoit tohu bohu. Grimm* bemerkt: *Tohu bohu est le mot hebreu — s'il a traduit Shakespeare avec le même scrupule il n'y a rien à dire.* S. 269. Ein Aufsatz von *Diderot sur les égards, que l'on doit aux rangs et aux dignités de la société.* Wiewohl der Philosoph die Verschiedenheit des Mafsstabes zugibt, nach welchem die Personen nach dem Range, den sie in der Gesellschaft behaupten, behandelt werden sollen, wiewohl er die Etikette angibt, mit welcher er selbst den König von Schweden und seinen Minister empfangen würde, so glaubt er doch, das er den Präsidenten *Montesquieu* als Gesetzgeber mit denselben Ehren hätte empfangen können, wie einen König, ohne sich etwas zu vergeben; zugleich aber fühlt er das Lächerliche der Gelehrten, die ohne grofse Verdienste sich blos als solche in der Gesellschaft gelten machen wollten. *Malgré toute la distinction que j'accorde au philosophe et à l'homme de lettres, je pense toute fois que peut-être on s'exposeroit au ridicule en promenant dans la société la dignité de cet état sans y être autorisé par des titres bien avoués.* Wenigstens sind hier keine Paradoxen, wovon *Galiani's* Briefe, für die *Grimm* eine grofse Verehrung hat, strotzen. So theilt jener S. 281 die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes ausschliessend der weifsen und bärtigen Menschenraçe zu, wovon die edelste aus Asien. Deshwegen folgert er, hätten die Russen, die Asien am nächsten wären, in 50 Jahren gröfsere Fortschritte in der Cultur gemacht, als die Portugiesen in 500 machen könnten! — Wenn die S. 343 von einem gewissen *Dupré* erzählte Anekdote wahr ist, so fand er zuerst wieder das im Wasser unauslöschliche Feuer, das heute den Namen *Congreve's* führt, und die Entdeckung ging mit seinem Tode wieder verloren, weil *Ludwig XV.* ein der Menschheit so schädliches Geheimniß unterdrückt wissen wollte. Wenn dem so ist, so hat dieses unauslöschliche Feuer so in der neuen, wie in der mittleren Geschichte dasselbe Schicksal, von Andern erfunden, und nach Andern genannt worden zu seyn. Ein *Franzose* entdeckte, und ein *Engländer* benannte dasselbe Feuer das die *Griechen* gebrauchten, die *Araber* aber erfunden hatten.

(Der Beschluss folgt.)

Mathematik.

Tafeln der Quadratzahlen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 25200, der Kubikzahlen von 1 bis 1200, und der Quadrat- und Kubikwurzeln von 1 bis 1000. Herausgegeben von *Carl Wilhelm Boebert*, Herzoglich Anhalt-Bernburgischem Bergmeister. Leipzig, bey *Gerhard Fleischer* dem jüngeren, 1812. VIII und 150 S. in 4. (l. L.)

In der Anleitung zum Gebrauche der ersten Tafeln zeigt der Verf. die Art an, wie man die Quadrate der Zahlen unter und über 25200 finden könne; und dann, wie diese Tafeln zur Auffindung der Quadratwurzeln anzuwenden seyen. Darauf folgt die Anweisung zum Gebrauche der zweyten und dritten Tafel; bey der letzten, die bis zu millionsten Theilen reicht, hätte er es nicht sollen bey der blofsen Erwähnung bewenden lassen: »dafs man die dritte Tafel auch zur Ausziehung der Wurzeln von gröfsern Zahlen, als die Tafel enthält, anwenden kann, und welches hier billig vorausgesetzt werden darf,« indem aus eben dem Grunde auch der gegebene Gebrauch der Tafeln hätte »billig« vorausgesetzt werden dürfen, und dieses um so mehr, da die Ausziehung der Wurzeln aus Zahlen, die gröfser als 999 sind, mit Hülfe der dritten Tafel weit schwieriger und langwieriger ist, als wenn man die Wurzel auf die gewöhnliche Art, oder nach seiner eigenen Anweisung mit Hülfe der ersten Tafel sucht: so das man bey seiner gemachten Aufserung zu vermuthen versucht wird, als ob er eine leichte und bequeme Methode dabey im Sinne gehabt hätte, die bekannt zu machen, Rec. den Verf. höflich ersucht.

Was die Einrichtung gegenwärtiger Tafeln betrifft, so hätten sie auf den halben Raum gebracht werden können. Denn die zwey niedersten Stellen aller Quadrate, deren Wurzeln die zwey niedersten Stellen gleich haben, sind gleich (weil sich jede Zahl in zwey Theile so zerfallen läfst, das $a = 100b + c$ und also $a^2 = (100b + c)^2 = 10000b^2 + 100.2bc + c^2$ ist); und folglich kommen die zwey niedersten Stellen von c^2 in a^2 unverändert vor, wie auch b und c beschaffen seyn mögen: es werden daher die Quadrate, deren Wurzeln um 100 unterschieden sind, die Ziffern der zwey niedersten Stellen gleich haben. Aus der nähern Betrachtung des dekadischen Systems gehet ferner hervor, das die Quadrate, deren Wurzeln um 50 unterschieden sind, die zwey niedersten Stellen gleich haben; denn es ist $(a + 50)^2 = a^2 + 100a + 2500$, wo die zwey niedersten Stellen von a^2

sowohl in a^2 als in $(a+50)^2$ dieselben Ziffern sind. Eben so leicht ist zu bemerken, daß die zwey höchsten Stellen von mehreren unmittelbar auf einander folgender Zahlen zwischen 1000 und 10000, und daß die drey höchsten Stellen von mehreren unmittelbar auf einander folgender Zahlen zwischen 10000 und 100000 sich wiederholen; und es läßt sich aus $(a+10b+100c+1000d)^2 = a^2 + 20ab + 200ac + 2000ad + 100b^2 + 2000bc + 20000bd + 10000c^2 + 200000cd + 1000000d^2$ finden, wie viele unmittelbar auf einander folgende Zahlen die zwey höchsten Stellen gleich haben. So findet man z. B. daß, wenn die zwey höchsten Stellen 10 seyn sollen, höchstens $d=1$, $c=0$, $b=4$ und $a=8$ seyn können; und wenn die zwey höchsten Stellen 11 seyn sollen, findet man, daß höchstens $d=1$, $c=0$, $b=9$ und $a=5$ seyn können u. s. f., wenn das Quadrat nur 7 Ziffern haben soll; sollte es aber 8 Ziffern haben, so findet man für die zwey höchsten Stellen 10, daß 154, und für die zwey höchsten Stellen 11, daß 148 unmittelbar auf einander folgende Quadrate dieser Ziffern die zwey höchsten Stellen gleich haben.

Man hätte also den Tafeln folgende Form geben können: Vermöge dem Satze, daß die zwey niedersten Stellen der Quadrate der Zahlen, die um 50 unterschieden sind, gleich seyn, hätte ein solches Format und eine solche Schrift gewählt werden sollen, daß es der Länge nach, die Quadrate von 50 unmittelbar auf einander folgender Zahl n gefasset hätte: so würde man die zwey niedersten Stellen von nur 50 unmittelbar auf einander folgenden Zahlen am Ende der letzten Seite so haben drucken dürfen, daß beym beschnittenen Buche, mit Ausnahme des letzten Blattes, die zwey Ziffern der niedersten Stellen herausfielen, wie die Tabellen und Kupfertafeln; und weil dieser Vorsprung des letzten Blattes nur unbedeutend wäre, so könnte es an den Einband selbst, oder doch an ein steifes Papier geleimet, und so vor dem Zerreißen gesichert seyn. Für die sich wiederholenden Ziffern der zwey höchsten Stellen könnte man zu oberst oder zu unterst eine Querzeile bestimmen: so daß also in die eigentlichen Kolonnen höchstens die vier mittlern Ziffern der Quadrate der Zahlen, über 1000, zu stehen kämen.

Bey dieser Einrichtung der Tafeln wäre auch noch der Vortheil, daß man die Rechnungsfehler und Druckfehler leicht und schnell auffinden könnte; wie Rechn. beym flüchtigen Durchsehen der Tafeln auch wirklich folgende zwey Fehler sich darbothen: S. 6 ist $855^2 = 731026$ statt $855^2 = 731025$ und S. 8 ist $1008^2 = 1016065$ statt $1008^2 = 1016064$.

Schöne Wissenschaften.

1. Die Hirtinnen von Midian oder Moseh's Jugend. Von der Frau von Genlis. Leipzig bey J. C. Hinrichs, 1813. 190 S. in 8.
2. Das Grab der schönen Amestris. Eine persische Geschichte von der Frau von Genlis. Leipzig, bey J. C. Hinrichs, 1813. 174 S. in 8.

Ein französischer Schriftsteller sagt in seinem Werke (*Considérations sur les causes physiques et morales de la diversité du génie, des mœurs et du gouvernement des nations*) folgende merkwürdige Worte, indem er Franzosen, Italiener und Spanier mit einander vergleicht: *«Il semble, que le François sévite, et que l'Italien se cherche. C'est que notre joie n'est souvent que dans la superficie du coeur. Nous nous agitons sans passion, et la plûpart de nos sensations manquent d'intimité et profondeur; und wieder an einem andern Orte spricht er von den Vortheilen der französischen Erziehung: dont le but principal est moins de rendre la vertu aimable, que de donner aux manières les graces séduisantes de la vertu.* Dieses wichtige Selbstgeständniß, welches in einer vermeinten Lobeserhebung die eigentlichsste Schwäche des französischen Nationalcharakters enthüllet, ist auch auf die Schriftsteller dieser Nation, wenige ausgenommen, ganz anwendbar. Schöne und viele Worte, das ist das Ziel, worauf sie alle hinarbeiten, und die Nation, zufrieden wenn sie nur reden, und angenehm reden hört, gleichviel wie der Gehalt dieser Reden sey, verlangt auch nicht mehr von ihnen. In dieser Hinsicht verdient denn auch Frau von Genlis alles Lob; man findet in allen ihren Schriften recht schöne und recht viele Worte, und Rec. kann dieses Zeugniß auch den beyden obigen Werken nicht versagen. In Nr. 1 hat die Verfasserin den kurzen Inhalt von elf Versen in II. Mos. 2. 11—21. zu einem kleinen Romane von 173 S. auseinander gezerzt, hat ihn mit allerley bunten Lappen, zum Theile aus allen mosaischen Büchern in der Eile aufgerafft, zum Theile auch von eigener Erfindung, ausgeschmückt, und dieses ziemlich heterogene Gemengsel in einem unaufhaltbaren Strom von Worten auf das Papier gegossen. Moseh bedeutet einen aus dem Wasser gezogenen; — hier ist ein in das Wasser gestossener geworden.

Nr. 2. in welchem der Leser ganz unerwartet am Ende mit einem sehr unverhältnißmäßig ausgesponnenen Zaubermärchen beschenkt wird, hat vor Nr. 1 keinen andern Vorzug, als die Kürze.

Die Übersetzung beyder Schriften ist übrigens ziemlich nachlässig, und verräth die Eile, mit der sie verfertigt wurde, aller Orten nur zu deutlich, und doch hätte die Lesewelt ihrer so leicht entbehren können!

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 72.

Dienstag, den 6. September

1815.

Handlungs - Wissenschaft.

Handbuch für lernende und ausgelernte Kaufleute, und alle Arten von Geschäftsleuten; vornehmlich aber brauchbar zum Leitfaden des Unterrichts auf Akademien und in der Privatlehre. Von *Bürmann*, Professor der Handels-Wissenschaft und der Mathematik, und Director der Großherzoglich-Badischen Handlungs-Akademie. Mannheim 1813. Zu finden in Heidelberg bey *Mohr und Zimmer*. (X Seiten Vorbericht der Verlagshandlung, Einleitung und Inhalts-Anzeige; 220 S. Text) in 4.

Durch bittere Klagen über Unbilden, welche der Herr Verf. von den Recn. seiner früheren Werke erduldet, und durch den von ihm der Vergessenheit entrissenen Gemeinplatz: »Die Kunst ist schwer, der Tadel leicht« — versucht derselbe Nachsicht und höfliches, oder wohl gar ehrerbietiges Stillschweigen zu ertrotzen. Wir sind dem ohngeachtet fest entschlossen, sein Werk, da es nun ein Mahl erschienen ist, mit voller Strenge zu behandeln, und glauben uns dadurch im wesentlichen Vortheile, das wir nicht unter jene Verräther gezählt werden können, von welchen er spricht: *dafs sie seine Producte in wiederholten Fällen noch eher verunglimpften, als sie das Tageslicht erblickten.*

In der Einleitung erfahren wir, der vorliegende Band bilde den ersten Theil einer *Contor-Encyclopädie*, welche dem Verf. ein dringendes Bedürfnifs seiner Zeitgenossen scheint. »Die Menge Kaufleute, welche im ganzen Contorwesen Stümper, ja unwissend sind; die Handlungslehrer auf einigen hohen Schulen, welche kaum den Titel Schüler verdienen, können von Hrn. Bürmann lernen: *dafs ohne die förmlich studierte Briefkunde und die Geschäft-Politik oft unser Vortheil*

Neuntes Heft.

oder unsere moralische Würde, oft beyde leiden werden.

»Alles handelt, vom Herrscher an, der hunderttausend Mann in Subsidien nimmt oder gibt, bis zum Tagelöhner, der seine Arme täglich um einige Groschen vermiethet. Nach Aufstellung dieses leider so ziemlich richtigen Satzes, wird der Beobachter der Zeitgeschichte mit der Neuigkeit überrascht: *Der Handelsgeist ist zum Glücke der Menschheit in alle Cabinette eingedrungen, daher fließen die Thränen und das Blut der Völker nur dem wirklichen Interesse, folglich immer seltner; und dem Pädagogen wird im vollem Ernste gesagt, dafs die Contor-Kenntnisse die Kenntnisse Jedermanns sind, und daher die Handlungswissenschaft den Grund einer jeden Erziehung ausmachen sollte.*

Wir ehren den Amtseifer des Hrn. Verfs. mit ungeheuchelter Achtung; wünschten aber doch, dafs er sich nicht so einseitig ausspräche, wie dies im nachstehenden Satze der Fall ist: *der gelernte Kaufmann ist in zwanzig anderen Fächern zu brauchen, welches sich von dem Theologen, dem Juristen, Mediciner und Offiziere, wenn sie sonst nichts als ihr Fach verstehen, gewifs nicht behaupten läßt.* Bedürfen denn diese, auf die höheren Stufen literarischer Bildung angewiesenen Fächer, einer geringeren Zahl gemeinnütziger Hülfstudien? — —

Seite 1 bis 6 liefert der Verf. eine kurze philosophische Geschichte der Schreibkunst. Sie enthält eine schätzbare Ausbeute seiner polyglottischen Erudition, und den erneuerten Vorschlag einer für alle Völker geltenden Sprache und Schrift. Hr. Bürmann gibt diesem Vorschlage die gemeinnützige Ausdehnung: *dafs im Kurzen in den eleganten Zirkeln die Damen und jungen Herrn statt französisch, italienisch und englisch, nur die ungleich schönere Allsprache reden und singen dürfen!* — O Leibnitz, o Skaliger, frenet Euch eures männlichen Nachfolgers in diesem philanthropischen Unternehmen! —

In der *Anleitung zum Schön- und Schnell-Schreiben*, ohne daß der Körper darunter leide, (S. 7—9) findet man eine mißrathene Travestirung des vom *Seneca* entlehnten Satzes: *Robustior corporis pars, quam frequens usus agitat*, in die deutsche Gesundheits-Regel: *der Gebrauch kranker Glieder nützt ihnen mehr als die Schonung*.

Von Seite 10 bis 12 verdient, unter den *Winken für Schreiblehrer*, der Rath: »daß sie Schülern, unter keinem Vorwande, vernachlässigte Ausführung der Schriftzüge gestatten sollen,« den vollsten Beyfall. Nach des Recn. Meinung, ist Deutlichkeit der Schrift ihre unnachlässliche Pflicht, und Schönheit derselben nur wünschenswerthere Vollkommenheit. Bey letzterer wird die erste Eigenschaft vorausgesetzt; daher Alles, was die Gestalt der Buchstaben verzerrt, und zu ihrer schnellen Erkennung ein geübteres Auge voraussetzt, als ein wahrer Fehler erscheint. Erst nach der Deutlichkeit, gibt die Leichtigkeit in den Umrissen, das Ebenmaß in der Gestalt, und die kluge Behandlung des Schattens und Lichtes, der Schrift die Würde der vollendeten Zierlichkeit. Nach diesen absichtlich hier näher entwickelten Grundsätzen, müssen wir bedauern, daß die sechs in Kupfer gestochenen, und dem Lehrbuche angehängten Vorschriften, zur Warnung gegen ihre unbedingte Nachahmung verleiten.

In der Tafel I sind die Überschrift, und die Einschaltung: *Bärman scripsit, Wolf sculpsit*, im hohen Grade geschmacklos; das kleine *n* im Worte *Ocean* und die Buchstaben: *E. J. G. N. V. W. und X.* im großen Alphabete, gezwungen und schwerfällig.

In der Tafel II werden mehrere Schriftgattungen aufgeführt, zu deren veralteter Nachahmung wohl niemand aufzufordern ist; so wie Rec. die Schüler warnen muß, daß die, am untern Rande des Blattes angebrachten römischen Zahlen, ihr mageres und überhöhtes Ansehen, nur dem Mangel eines größeren Raumes verdanken mögen.

Die III^{te} Tafel, welche die mannigfaltigen Schriftgattungen der deutschen Sprache darstellt, enthält auch nicht ein einziges dem Auge gefälliges Bild; insbesondere sind sämtliche verzierte Buchstaben, als Muster einer unbehülflichen Hand zu betrachten.

Die IV^{te} Tafel enthält Archiv-Schriften; d. i. ein Quodlibet von modernisirten alten, und von neuen in ein gothisches Gewand gekleideten Schriftzügen.

Die V^{te} Tafel scheint für das Muster einer zierlichen, französischen Handschrift gelten zu wollen; wenn ihr dieß gelingt, so versprechen wir, die dem Blatte angehängten Hieroglyphen, welche

die Kunst-Federn zu schneiden, zu halten und zu führen versinulichen, mit angestrengtem Fleiße zu enträthseln.

Die VI^{te} Tafel enthält, als Anhang zu einer verschnörkelten deutschen Vorschrift, recht niedlich und rein gestochene russische, griechische und hebräische Alphabete. Rec. bemerkt nur, daß in der hebräischen, zum Bibel-Texte gehörigen Quadratschrift, das *Ayen* (hebr. Buchst.) nicht unter die Linie reichen sollte.

Die Seite 13 überschreibt der Verf.: *Rechenkunst. Allgemeinheiten*; das heißt: *von der Rechenkunst überhaupt*. In §. 6 fällt die Erklärung auf: *»Zahl, heißt eine gezählte Menge.«* — Verfl. wollte sagen: *Zahl ist eine bestimmte Menge*, wie er durch den nachfolgenden gründlichen Beysatz erörtert: *Die Zahl muß die Frage, »welche Menge Dinge einer Art? bestimmt beantworten.*

Seite 14 bis 18 unter der Aufschrift: *Numeration*, und S. 18 bis 21 in der *Theorie der Zählweise* (d. i. Zählarten) und der *Rechenzeichen*, fanden wir ziemlich breit und verworren, was in allen, als gut bekannten Anleitungen zur Rechenkunst, kürzer und falscher angetroffen wird.

S. 22 belegt der Verf. die im vorigen Absatze zum Theile schon angeführten *Rechenzeichen* mit dem neuen Namen: *Schreibverkürzungen der Satz-schrift*, und bringt unter diese Rubrik die in der Algebra gewöhnlichen Zeichen.

Von S. 23 bis 40 werden die einfachen vier Rechnungsarten, die *Addition, Subtraction, Multiplication* und *Division* behandelt. Wir können nicht läugnen, daß sich der Verf. in diesem Theile seiner Encyclopädie, als ein geübter, tiefdenkender, in seinem Fache ganz wohl erfahrener — Rechenmeister auf das rühmlichste ausgezeichnet; aber daß dem ohngeachtet dieser Aufsatz weder die Klarheit, Ordnung und Vollständigkeit eines Unterrichtsbuches, noch jenen bedeutenden Inhalt besitze, der ihn zu einem Lesebuche für Eingeweihte erheben könnte. Die Gründlichkeit dieser Behauptung scheint durch nachstehende Bemerkungen hinlänglich erwiesen.

Herr *Bärman* erlaubt sich (§. 46, 49, 55, 57, 61, 82 bis 87), bald kürzer, bald gedehnter, die Aufstellung von unerläuterten Sätzen, die dem Anfänger, gleich mystischen Orakelsprüchen, aufgedrungen werden. — Er gibt (§. 50, 51, 53, 62) so viele für den reifen Leser eben so langweilige, als für den denkenden Schüler höchst unwichtige Rathschläge und Warnungen. — Er ist (§. 52, 58, 59, und 91 bis 93) freygebig in Mittheilung practischer Hülfsmittel und Kunstgriffe, welche jedoch nur demjenigen verständlich sind, welcher sich bereits in deren vollem Besitze fühlt; weil

für andere, in der Art des Vortrages, ein reelles Hinderniß liegt, zur gewünschten Aufklärung zu gelangen. Er weist endlich zuweilen (§. 60 und 72) auf künftige Erläuterungen hin, ohne zu fühlen, daß, bey eintretender Nothwendigkeit dieser Hinweisungen, die schon früher ausgekramten Regeln, nicht an ihrem Platze stehen.

Wir finden fast alle unsere bisherigen Bemerkungen auch auf die Abhandlung: *von den Zählarten mit gemischten Zahlen* (S. 41 bis 45) und auf die, nach unserem Urtheile, zu aphoristisch behandelte eben so schwere als wichtige *Lehre der Brüche* (S. 46 bis 55) anwendbar.

Die *italienische Practik* (S. 56 bis 63), welche für Geschäftsleute aller Art vom größten Nutzen ist, wird gewiß einem jeden mit ihr bereits vertrauten Leser, in dem sonderbaren Kleide, in welchem sie Hr. Bürmann darstellt, als ein neues Gespenst erscheinen, dessen Bannung nur durch das undankbare Anschmiegen, an den ganz eigenen Ideengang des Verfs. möglich wird.

Die *Lehre von der Decimal-Rechnung* (S. 64 bis 76) hat den Recn. am meisten befriedigt, weil sie gründlich und einfach abgefaßt ist, und sich von dem allgemein angenommenen, ruhigem Wege des mathematischen Unterrichtes am wenigsten entfernt.

In den (S. 77 bis 87) zusammengestellten *Rechenvortheilen* findet der Leser, neben allgemein bekannten mechanischen Hilfsmitteln, eine bedeutende Menge sinniger und nützlicher Anleitungen zur Vereinfachung schwerer Rechnungs-Aufgaben; nur widerhohlen wir, der Vortrag des Verfs. steht der Gemeinnützigkeit seiner Lehren im Wege. In Behandlung mathematischer Gegenstände, kann kein *Dixi* und kein unzusammenhängender Ideensprung geduldet werden. —

Die (S. 88 bis 93) den vorhergehenden Aufsätzen beygefügte *Nacherinnerungen*, sind die bedeutendsten Blätter dieses Werkes; wir können sie als einen ganz brauchbaren Leitfadern für Lehrer und Schüler bestens empfehlen.

Die von Seite 94 bis 106 erläuterte *Lehre von den Verhältniß-Regeln* erfüllt ihren Zweck in den wesentlichsten Beziehungen vollkommen.

Von S. 107 bis 133 spricht Hr. Bürmann von der *Berechnung der Course und Arbitragen*. In dem §. 231 fiel dem Recn. die Erklärung auf: *der laufende wechselnde Preis einer festen Summe fremden Geldes, und zuweilen auch einheimischer Münzsorten, ist, was man durch den Cours versteht.* — Welchem Laien kann diese Definition verständlich seyn? — Wir glauben, unter dem Worte Cours verstehe man: *den durch Zahlen ausgedrückten, veränderlichen Werth, welchen eine wirklich geprägte, oder nur zur Berechnung gewöhnliche*

Geldsorte, im Umtausche gegen eine andere einheimische oder fremde, durch das wechselnde Bedürfnis des Handelsverkehrs erhält. Wir hoffen diese dem Gegenstande anpassendere Erklärung, versinnliche bis zur vollsten Überzeugung, daß jene des Hrn. Bürmann gänzlich mißlungen sey.

An eine nicht sonderlich interessante Reihe von Beyspielen sogenannter Verwechslungen auf directem Wege, deren Berechnung in mehreren älteren Contoristen einfacher, somit nützlicher ausgearbeitet ist, schließt der Verf. S. 130, die *Lehre von den Arbitragen* an, welche er durch das Wort: *Zahlungswahl* nur einseitig, aber durch die Benennung *Wahl der Wechselart* viel richtiger bezeichnet.

Hr. Bürmann behauptet: *Die Arbitragen bestehen in der Bestimmung des größten oder kleinsten Bruches*; diese mühsame Definition ist gewiß für jeden Leser unbefriedigend, und leitet in keiner Beziehung zur Wesenheit des darzustellenden Begriffes.

Nachdem der Verf. von Seite 108 bis 130 über die einfache Benützung der Unterschiede des Courses sehr weitläufig gesprochen, so mußte es dem Recn. auffallend seyn, daß er die wichtigere Lehre von doppelten und mehrfachen Arbitragen, auf den beyden Seiten 132 und 133 mit der gemächlichsten Kürze abgethan.

Von Seite 134 bis 142 schließt Hr. Bürmann die Lehre von der Zählkunde, mit *Anwendungen der Verhältniß-Regel auf Gesellschafts- und Durchschnitts-Rechnungen aller Art*. In diesem Abschnitte seines Werkes ist das Eigenthümliche seines unbefriedigenden Vortrages besonders hervorstechend, da von allgemeinen Grundsätzen, von ihrer Benützung für einzelne Fälle, von Beweisgründen der zur Richtschnur vorgeschriebenen Formeln u. s. w. gar keine Rede ist; sondern nach einigen gelungenen Definitionen (S. 217 und 249) sogleich Aufgaben zur Übung vorgelegt werden, deren Entzifferung, aus den vorhergehenden Anleitungen, nur durch höhere Inspiration ergrübelt werden könnte.

Im §. 250 schien dem Recn. die Äußerung: *Ich muß etwas von den Proportionen sagen: nicht weil sie etwas wesentliches Neues darbiethen, sondern weil ihre Form in mancher Gelegenheit ihren Nutzen hat*, gar sehr possirlich, so wie Hr. Bürmann seine bereits mehrfach gerügte Schwäche im Definiren, auch hier recht hell an den Tag legt, indem er, statt eines allgemeinen und richtigen Begriffes, seinen Schülern nur den individuellen und unvollständigen vorlegt. Er sagt nämlich: *Zwey dem Werthe nach gleiche Brüche, machen eine Proportion, ein Ebenmaß aus.* — Ist denn zwischen *Verhältniß* (Proportion) und

Gleichung (Äquation) kein Unterschied? — Zu welcher von beyden gehört der hier angegebene Fall? und warum wird nur von den Verhältnissen der Brüche gesprochen? —

Von Seite 143 bis 163 wird die *Lehre der einfacheren Gleichungen*, Seite 164 bis 200 jene von den *Potenzen, Wurzel-Rechnungen, Progressionen, Logarithmen* in eben dem Sinne und in eben der Form, wie alles vorhergehende behandelt.

Dieser Theil der verheißenen Contor-Encyclopädie schließt mit einer kurzen Kunde des französischen Maafs-, Gewicht- und Geldsystemes, verglichen mit jenen anderer Länder. Rec. fand diesen Aufsatz sehr brauchbar, deutlich und systematisch verfaßt.

Wir hoffen durch die mühsame Zergliederung dieses Schulbuches, die Erwartungen, welche wir von demselben hatten, eben so sehr zu heurkunden, als wir uns nunmehr berechtigt glauben, über dessen Werth ein summarisches Urtheil zu fällen. Weit entfernt die theoretischen Kenntnisse und die practischen Erfahrungen des Hrn. Verf. in ein anderes, als das günstigste Licht zu setzen, glauben wir es bloß mit seiner, fast auf jedem Blatte hervorstechenden Eigenliebe zu schaffen zu haben, wenn wir behaupten: seine Arbeit habe keine der Eigenschaften, welche wir von einem brauchbaren Leitfaden zum Unterrichte fordern. Da Hr. Bürmann selbst sagte: *er will keine fremde Methode ohne wenigstens einige Verbesserung wieder geben*, so hat er, durch seine Sucht nach Neuheit, in der auf den festesten Gründen stehenden Wissenschaft, seine Ansprüche auf unseren Dank um so mehr verwirkt, weil diese Verbesserungssucht minder im wesentlichen Inhalte als in der willkürlichen und mitunter bunteren Form seines Werkes zu bemerken ist. Warum sich von dem in Behandlung mathematischer Gegenstände so wohlthätigem, kurzen und interessanten Wege entfernen, der von einfachen, mit dem Principe des menschlichen Verstandes engverschwisterten Wahrheiten ausgeht, und von diesen von Stufe zu Stufe, bis in das Heiligthum des erhabensten Wissens, zwanglos und durch klare Überzeugung hinaufführt? — Warum den Geist durch Parabeln überraschen wollen, wo es sich darum handelt, ihm das hellste Licht anzustecken? warum endlich die pflichtmäßige Sorgfalt versäumen, das Ganze der so falschen Lehre, gleich den Gliedern einer festen Kette an einander zu reihen?

Da er auch für Gelehrte geschrieben, hat Hr. Bürmann zwar versprochen, sich vor zu großer Weitläufigkeit zu hüten; aber dieses Versprechen leider nur da gehalten, wo die Eigenheit seiner als philosophisch angekündigten Betrachtungen

durch das Gesuchte seines Styles, wesentlich eines Commentars bedarf, welcher auf unsere gewöhnliche Sprache zurückweist.

Wir zweifeln übrigens, daß die dem Geiste durch eingemengte unterhaltende Erudition und kernhafte Verse verschafften Ruhepunkte ihren Zweck erreichen. Diese Zugabe ist mitunter so am unrechten Platze, und mit so eitler Vielwisyrey zu Markte gebracht, daß sie dem Kundigen als Lückenbüsser oder bloße Geschwätzigkeit, dem Schüler hingegen als beschwerlicher Gedächtniskram erscheinen muß, dem Ganzen aber das Flitterkleid einer zusammengestoppelten litterarischen Nachlese umhängt.

X. v. Hr.

Heilkunde.

(Physiologie.)

Ideen über Idiosynkrasie, Antipathie und kränkliche Reizbarkeit, in psychologisch-medizinischer Hinsicht, von Dr. Johann Georg Friedrich Henning, herzoglich-fürstlichem Hofrath, wirklichem Hofmedicus u. s. w. Stendal, bey Franzen und Grosse, 1812. VIII und 155 S. in 8. (I. L.)

Mit der Erwartung etwas Neues und Gediegenes zu finden, nahm Rec. die Schrift zur Hand, fand sich aber beym Durchlesen derselben getäuscht. Schon das, was der Verf. von dem Verhältnisse der organischen Körper zur Außenwelt sagt, ist unbestimmt und oberflächlich, und hätte nach den neuen Bearbeitungen der Organonomie und Physiologie richtiger und bestimmter dargestellt werden können. Das Folgende, das der Rec. aus dieser Schrift ausgehoben hat, soll sein Urtheil darüber rechtfertigen. Den Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen bestimmt der Verf. dahin, daß jenen das Gefühl- und Empfindungsvermögen zukomme, und auf eine feinere Organisation hindeute, als diejenige ist, die wir an den organischen Wesen der Pflanzenwelt bemerken; der Mensch insbesondere, als Thier höherer Art, sey mit intellectuellen Fähigkeiten ausgerüstet, die aber der Verf. nicht weiter charakterisirt. Die thierische Organisation ist, ihm zu Folge so eingerichtet, daß sie durch Eindrücke oder gewisse Reize erst das werde, was man mit dem Namen des Lebens bezeichnet. Auf die Frage, worin das Leben bestehe, und unter was für Bedingungen ein organisches Wesen lebendig genannt werden könne, läßt sich der Verf. gar nicht ein, sondern

begnügt sich bloß mit der Erwähnung einiger Erscheinungen, welche z. B. auf den Genuß der frischen Luft, gewisser Nahrungsmittel, des Weines u. s. w. im Organismus zu erfolgen pflegen. Ihm ist es wahrscheinlich, daß sehr vieles nach Hr. *Reil's* Hypothese, in der Normal-Verfassung der Organisation, auf der Mischung und Form der Materie beruhe; er beruft sich hierbey auf dessen Fieberlehre, und scheint den frühern Aufsatz desselben Verfs. über die Lebenskraft, (im ersten Hefte, seines *Archivs für die Physiologie*.) wie auch die spätern Schriften dieses berühmten Schriftstellers, worin kein Gebrauch mehr von dieser Hypothese gemacht wird, nicht zu kennen. Ebenso wenig nimmt der Verf. Rücksicht auf dasjenige, was gegen die Deduction des Lebens aus dem Chemismus gesagt worden ist, und dagegen gesagt werden kann. Er meint vielmehr, durch die chemische Analyse der thierischen Körper, finde man manchenley Stoffe, die alle zu ihrer *Constituierung* absolut nöthig und notwendig sind, und auf deren rechtmäßige (?) Vertheilung vieles, ja vielleicht alles ankomme, um Vollkommenheit in der Organisation überall anzutreffen. (Es ist aber bekannt, daß uns die chemische Analyse der organischen, und insbesondere der thierischen Körper, mehr Producte als Educte liefert, und keine neue Synthese, die gemachte Analyse rechtfertigen kann, wie dieß der Fall bey einigen Körpern aus dem Mineralreich ist.) Die richtige oder gehörige Mischung der constitutiven Theile, fährt der Verf. fort, wird nun erst fähig seyn, eine Form anzunehmen, zu bilden, zu empfinden, zu percipiren, wieder zu geben, vorzustellen u. s. w. (Wie es zugehe, daß die Mischung der Stoffe empfinden, percipiren, vorstellen könne, erörtert der Verf. nirgends, sondern nimmt es aufs Gerathewohl an. Das Empfinden, Appercipiren, Denken u. s. w. sind aber Gegenstände des inneren Sinnes, kündigen sich im Bewußtseyn an, sind in und durch dasselbe erkennbar, und lassen sich auf keinen Chemismus, auf keine Mischung der Materie, und auf nichts Bäumliches zurückführen.) Die fehlerhafte Mischung und Abweichung der Form sagt der Verf. weiter, lasse Störungen in der ordnungsmäßigen Reihe des Wirkens und Empfindens; diese Abnormität könne man nicht gleich deutlich sehen, sondern müsse erst untersuchen, ob wohl chemische, oder mechanisch-dynamische, oder animalische Ursachen hier zum Grunde liegen, oder endlich ob sogar höhere Fähigkeiten in Concurrenz kommen. (Der Verf. hat keinen dieser Ausdrücke, und der ihnen entsprechenden Begriffe philosophisch bestimmt, und noch weniger das Verhältniß der höhern Fähigkeiten, de-

ren Substrat er nicht angibt, dargestellt.) Nichts sey aber auffallender, und für den Beobachter merkwürdiger, als, daß sehr oft dieselben Eindrücke, also nach der angenommenen Idee, von gleicher Mischung und Form, bey verschiedenen Individuen, sich verschieden, und oft zum Erstaunen *modulirt* und *modificirt* äußern, und ihre Wirkung auf den Organismus zeigen. Dieß setze eine besondere individuelle Mischung und Form in Hinsicht der Perception bey den verschiedenen Individuen voraus. — Die ältern Physiologen hätten die Ursachen davon in einer besondern Stimmung des Nerven-Organismus gesucht. (Vielleicht mit eben dem Rechte, mit welchem der Verf. sie in der Mischung und Form der Materie, die er nicht kennt, sucht. — Auch muß er, wenn er sich consequent bleiben will, die Kräfte des Organismus, aus der Mischung und Form der Materie ableiten.) Dieß vorausgeschickt, geht Hr. *H.* zur Lehre von Idiosynkrasie und Antipathie über. — Idiosynkrasie nennt er gewisse körperliche Resultate, die auf einen gewissen Eindruck von Aussen auf die Maschine (richtiger auf den Organismus) erfolgen, nicht überall, sondern nur bey Einzelnen Individuen angetroffen werden, und auch nur gerade bey diesem oder jenem Individuum Statt finden. (Eigentlich heißt Idiosynkrasie der im Organismus enthaltene Grund der Erscheinung, daß gewisse Gegenstände —, einzelne Individuen auf eine spezifische, und den Individuen gleichsam eigene Art afficiren, worauf ungewöhnliche und spezifische Reaction von Seite des Organismus zu erfolgen pflegt.) Der Verf. erklärt diese Erscheinung für eine krankhafte Affection und Beschaffenheit des gereizten Organismus, ohne zu bedenken, daß man bisweilen auch bey den gesündesten Individuen, z. B. blühenden Jünglingen dergleichen Idiosynkrasien antrifft. Auch würde es ihm vermuthlich schwer fallen, die kränkliche Beschaffenheit der Organe bey allen Individuen, die an Idiosynkrasie leiden, nachzuweisen. Eine Erklärung der Idiosynkrasie, wie die folgende von Hr. *H.* mag der Leser selbst beurtheilen. Ich bin überzeugt, sagt er, und vollkommen der Meinung, (so bald man überzeugt ist, meint man nicht mehr) daß oft die Erscheinung eines solchen idiosynkratischen Erfolgs nichts weiter sey, als eine Folge gewisser chemisch-animalischer Prozesse, die in der Perception der belebten organischen Faser ihren Grund suchen, der, wenn ich mich nach *Reil's* Theorie ausdrücken soll, in der eigenen Mischung der Aggregate, woraus die Fieber bestehet, aufzufinden ist. Als alleinige und bloße Nervenzufälle kann man sie darum nicht ansehen, weil sie übrigens keine nervenartigen Symptome und Motionen äußern,

Überhaupt sey bey der Idiosynkrasie durchaus nichts, was das Seelen-Organ (vermuthlich versteht er darunter das Gehirn) — und mithin unsern physischen Zustand unmittelbar als mitgereiztes Organ betreffe, zu finden, und ihre Wirkungen müßten der Irritabilität der Faser zugeschrieben werden. S. 48 behauptet der Verf. das Gegentheil, indem er sagt, bey dem Geruche und Geschmacke schienen ihm die Nerven dieser Organe nicht nur allein zu leiden und angegriffen zu seyn, sondern es erstreckte sich die Macht des Eindrucks auf mehrere Organe zugleich. (Auserdem lehrt die Erfahrung, daß manche Frauenzimmer von dem bloßen Geruch der Rose in Ohnmacht oder Übelkeiten verfallen; ein Knabe wurde nach *Büchner* und *Tissot* von Epilepsie befallen, wenn er einen rothen Gegenstand sah. War im ersten Falle nicht der Geruchsnerve, im zweyten der Gesichtsnerv, und vermittelt beyder das Gehirn afficirt?) Die Fressbegierde, die man bey manchen Menschen antrifft, rechnet der Verf. ebenfalls zur Idiosynkrasie. Die verschiedenen Arten der Idiosynkrasie, und ihre Erscheinungen sind nicht gehörig classificirt und erörtert, obgleich eine Menge Beispiele davon angeführt werden, und das Ganze ist nicht mit gehörigem Scharfsinn und gehöriger Präcision behandelt worden. Den Übergang von der Idiosynkrasie zur Antipathie bahnt sich der Verf. dadurch, daß er behauptet, jeder Mensch äußere ein ihm eigenes ästhetisches, moralisches, und sympathetisches Gefühl ohne weitere Ausbildung. Aus diesem Gesichtspuncte (Grunde) aber erfolgten bey so vielen Menschen Gefühle und Regungen für so manches Object, daß auf das innere Urtheil, und auf die Empfindung des Individuums mächtig hinwirkt, und nicht selten Neigungen für einen Gegenstand erweckt. Hierauf beruht jenes unerklärbare Gefühl, welches man Antipathie nennt. Antipathie ist, dem Verf. vorzüglich derjenige Zustand, in welchem unsere Nerven, und deren sensitive Fähigkeit, so wie das ganze Seelenorgan, bey Empfindung eines Objects, in eine höchst widrige Stimmung versetzt werden, so daß deren Gefühle und Empfindungen von den Eindrücken des Gegenstandes selbst auf das unangenehmste und unerträglichste afficirt werden, (die Empfindungen werden ja nicht afficirt, sondern sind die Folge der Afficirung der Nerven!) und durchaus kein sympathisirendes Gefühl für das Object in der Seele Statt findet. (Es ist vom Verf. weder die Natur und der Ursprung des ästhetischen, noch des moralischen, noch des sympathetischen Gefühls gehörig erörtert, und eben so wenig anthropologisch gezeigt worden, welchen Antheil die Einbildungskraft überhaupt, und die Ideenassociation insbesondere an manchen Antipa-

thien habe. Er führt aber dafür mehrere Beispiele von Antipathie aus der empirischen Erfahrung (!) wie er sich ausdrückt an, und zählt einige Folgen der Antipathie für den Körper auf. Seine Deduction der Sympathie ist ganz eigen. »Wenn ein Object stäts und unter jeder Erscheinung, ohne auffallende Veränderung in seiner Form und Gestalt, das nämliche sinnliche Vergnügen hervorbringt, so entstehe in unserm Seelen-Organ jenes erhabene ästhetische (?) Gefühl, das wir als unüberwindliche Neigung für das Object anzusehen haben, und das wir füglich als Einklang zwischen dem Objecte, und dem empfindenden Organ betrachten können; zumahl wenn wir noch obendrein das Object gerne sehen, und dasselbe gleichsam unsern Sinnes-Organen schmeichelt.« (!) Als Beispiel führt er ein antikes Gemälde irgend eines berühmten Mahlers an, welches ein Kunstliebhaber (vermuthlich von gebildetem Geschmacke) betrachtet, daran Wohlgefallen findet, und seine sympathisirenden Gefühle mit den Ideen des Künstlers zu verstehen gibt; (wie begegnen sich aber die sympathisirenden Gefühle des Kunstliebhabers, und die Ideen des Künstlers, und wie kommen sie in einen Einklang und Harmonie?) hingegen eine verunglückte Copie eines Meisterstücks, oder Nichtbeobachtung des Costum's erzeuge Mißfallen und Antipathie. (Steht das verfehlt Costum in einem Gemälde auch in einer Disharmonie mit dem Seelen-Organ, oder ist da ein anderer Grund des Mißfallens?) Nach einer andern Stelle findet Sympathie nur dann Statt, wenn das Object durchaus in seinen innern und äußern Verhältnissen der Organisation der Organe in allem entspricht. (Dies dürfte wohl schwer nachzuweisen seyn, und in diesem Sinne gäbe es schwerlich eine Sympathie. Sympathie ist psychologisch, die Äußerung der Einbildungskraft und der Gefühle, sich in anderer Lage zu versetzen, sich ihre Persönlichkeit anzueignen, die seinige gleichsam mit jener auszutauschen, und sich den Gefühlen und Leidenschaften, die aus der Lage anderer resultiren, zu überlassen. Wir sympathisiren daher eigentlich nur mit lebenden Wesen, und vorzüglich mit Menschen; von leblosen Dingen wird dieser Ausdruck nur uneigentlich gebraucht. Allein man nennt Sympathie auch jene Erscheinung, da gewisse Menschen uns auf den ersten Anblick, oder bey dem kurzen Umgange zu interessiren anfangen, und uns gleichsam unwillkürlich an sich ziehen, ohne daß wir uns der Gründe immer klar bewußt sind; aber hier ist der Ort nicht diese Erscheinung umständlich zu beleuchten. Von der Sympathie, die zwischen dem Magnetiseur und den Magnetisirten Statt finden soll, kann hier noch keine Rede seyn, weil erst die Facta, die man

dafür anführt, verifiziert werden müssen. Der Unterschied der Idiosynkrasie von der Antipathie wird vom Verf. kurz angegeben, und von der kranklichen Reizbarkeit in Beziehung auf die Idiosynkrasie und Antipathie viel gesprochen. Nach dieser Aushebung und Darstellung des Wesentlichen aus dieser Schrift, wird es jedem Leser leicht seyn, über den Werth derselben ein richtiges Urtheil zu fällen.

Literar-Geschichte.

Correspondance littéraire philosophique et critique adressée à un Souverain d'Allemagne depuis 1770 jusqu'en 1782, etc.

(Beschluss.)

Der vierte Band beginnt mit der Geschichte der Partheyungen, welche *Piccini's* Erscheinung in der Musik hervorbrachte. Die Liebhaber waren nun in Rameauisten, Gluckisten und *Piccinisten* getheilt; da *B. Grimm* als der Verf. einer kleinen Broschüre: *Le petit prophète de Böhmischbroda*, selbst zu Gunsten *Gluck's* öffentlich aufgetreten war, so behandelt er diesen Gegenstand, welcher wie das Theater ein stehender Artikel seiner Correspondenz ist, immer mit vielem Interesse.

Das S. 46 angeführte Wort eines neapolitanischen Bothschaffers: *Les femmes de Paris n'aiment que de la tête, et ne pensent que du coeur*, ist ein Gegenstück zu dem eines seiner Collegen, der dem König auf die Frage: *Mr. l'Ambassadeur faites Vous l'amour?* antwortete: *Non, Sire, je l'achete tout fait.* S. 103 drey Lobschriften von *Thomas*, *Morellet* und *d'Alembert* auf das Andenken der *Me. Geoffrin*, welche die Encyclopädisten sehr großmüthig mit Pensionen und Wohlthaten unterstützte. Die Anekdote, das sie den Literatoren ihres Zirkels gewöhnlich mit ein Paar Ellen Sammt auf Beinkleider ein Neujahrsgeschenk machte, findet sich hier nicht. *D'Alembert*, der seine Abende mit *Mlle. l'Espinasse* und seine Morgen bey *Me. Geoffrin* zubrachte, sagte, nachdem er beyde verloren: *il n'y a plus pour moi ni soir ni matin.* S. 138 findet sich ein sehr schneidendes Urtheil *Voltaire's*, das allen Tragödien von Frauen ohne Ausnahme den Stab bricht. Er sagte bey Gelegenheit einer Tragödie der *Me. du Bocage* zu *Grimm*: *Mon ami, il faut avoir des — pour faire une bonne tragédie.* Die Berichte vom Februar, März, April und May 1778, schildern recht ausführlich und *con amore* den letzten theatralischen Triumph und

die Apotheose *Voltaire's*, die Umstände seines letzten Aufenthaltes zu Paris und seines Todes. In dem Berichte der damit anfängt, fällt *Grimm* ganz aus seinem gewöhnlichen Briefstellertone, in den eines Lob- und Leichenredners, und beginnt völlig erhaben: *Il est tombé dans l'abîme funeste; les derniers rayons de cette clarté divine viennent de s'éteindre, et la nuit qui va succéder à ce beau jour durera peut-être une longue suite des siècles.* Sehr sonderbar sind die am Ende desselben Monathberichts angestellten Betrachtungen über die nächsten Ursachen, welche *Voltaire's* Reise und folglich seinen Tod veranlassten. Der *Marquis de Villette* hatte durchgesetzt, was *Choiseul* nicht vermochte. Er hatte sechs Monate in *Ferney* zugebracht, während deren er die Reise ausmittelte und veranstaltete. Zu dieser sechsmonatlichen Abwesenheit von der Hauptstadt hatte ihn aber die öffentliche Beschimpfung eines Freudenmädchens bewogen, welcher er einen Geißelhieb über das Gesicht gegeben.

S. 246. *La Complainte des Barmecides* aus der Parodie des Trauerspiels dieses Namens von *La Harpe*, dessen *Barmeciden* wie der *Regulus* von *Dorat* außer dem Nahmen und dem Sujet in der Behandlung desselben mit unserem vaterländischen *Regulus* und *Barmegiden* nichts gemein haben. Wiewohl das französische Stück wie das deutsche mit dem Sturze dieser mächtigen Familie endet, so hätte es gewiß kein französischer Dichter gewagt, seinem Werke dem ominösen Titel *la chute des Barmecides* zu geben. Diese *Complainte* hat fünf und dreißig sechszeilige Strophen, welche eine komische Exposition des schon aus *Klinger* und *Meissner* nach *Herbelot* bekannten Sujets enthalten. *Dschafar* zum Tode verurtheilt von *Harum*, weil er mit der Schwester des Chalifen Kinder erzeugt:

*Et Giafar, malgré Aron,
Fit à sa femme un gros poupon.
De quoi ce Prince furieux
Dit: mon Vezir est un gueux.
Malgré sa parole sacrée!
Ma soeur il a donc desforé!
Sus, dépêchez lui mes bourreaux
Et qu'on me le hache en morceaux.
Le voilà mort u. s. w.*

Der Graf *Schuwalow* gab *La Harpe'n* einen schönen Diamanten von 3 bis 4000 Livres für die Zueignung der *Barmeciden*, da das Haus aber bey der Vorstellung eben nicht sehr voll war, hieß man sie *les pères du désert.*

S. 265, ein Brief über den Tod *Rousseau's*,

der *Voltaire* binnen sechs Wochen ins Grab nachfolgte, von einem seiner Freunde an die Herausgeber des *Journal de Paris* eingesandt, das Gerücht von seiner Selbstvergiftung zu widerlegen, indem er seinem Willen gemäß geöffnet worden.

S. 282. *Me. Geoffrin* bot dem bekannten Verf. der polnischen Revolutionen *Rulhière* eine ansehnliche Summe, wenn er sein Manuscript über die russische Geschichte ins Feuer werfen wollte. Nachdem er ihr viel von Ehre, Tugend und Empfindsamkeit vorgeschwätzt, die ihm verböten diesen Antrag anzunehmen, und sie ihn lange geduldig angehört hatte, sagte sie ganz kalt: *En voulez vous davantage?* und der Graf *Schomberg*, dem *Rulhière* dieß selbst erzählte, rief voll Bewunderung aus. *Ah! c'est sublime.*

S. 309 über *Bailly's lettres sur l'Atlantide*, über die sich *Grimm* nicht abzurtheilen erlaubt. Dafs sich *B.*, um seine Hypothese durchzuführen, erlaubt, Altes und Neues, Geschichte und unverbürgte orientalische Fabel (aus *Herbelot*) durcheinander zu werfen, hätte er immer sagen können.

S. 322. Sechs Blätter *procès verbal* von *Voltaire's* Aufnahme und Apotheose in der *Freymaurerloge des neuf soeurs* zu Paris.

S. 355. Seine Grabschrift von einer Dame aus *Lausanne*: *Ci git l'enfant gâté du monde qu'il gâta.*

Fünfter Band. *Le Grand* hat in seinen *Fabliaux* den Ursprung mehrerer der interessantesten *Producte* italienischer und französischer Dichtkunst nachgewiesen. Den Stoff mehrerer der glücklichsten Erzählungen *Boccaccio's* und *La Fontaine's*, einige Stücke *Molière's* und das ganze Capitel des Eremiten aus dem *Zadig* des *Voltaire's*, dem zu diesem so beliebten Romane sowohl occidentalische als orientalische Schriftsteller beysteuern mußten. Denn gleich der Anfang, wo die Anekdote von dem verlorenen gegangenen Pferde vorkommt, die *Beaumarchais* so genialisch in *London* nachgeahmt, ist von den Arabern entlehnt, so wie der Titel selbst, welcher das gemilderte *Sadik*, d. i. der *Wahrheitliebende* heißt, und also einigermaßen das arabische Äquivalent für *l'ingenu* ist.

S. 108. *Lettre de Mr. de Buffon à Madame la Comtesse de Genlis*. Man kennt des großen Naturforschers Denkungsart über die Liebe, die er blofs auf das Physische zurückführte. Desto sonderbarer und frostiger klingt in seinem Munde der Eingang dieses Briefes. *Je ne suis plus amant de la nature, je la quitte pour Vous Madame, qui faites plus, et qui méritez mieux. Elle ne sait que former des corps, et Vous créez des ames. Que la mienne n'est-elle de cette heureuse création!* Eine schöne

Seele! — *Pardonnez-moi ce moment de délire et d'amour.*

S. 123. *Chamfort*, bekannt durch seine witzigen Einfälle, sagte von *La Harpe* sehr boshaft: *c'est un homme, qui se sert de ses défauts pour cacher ses vices.* Ganz falsch ist die S. 133 gemeldete Nachricht, dafs Sultan *Ahmed* der III. (nicht der IV., deren es in der osmanischen Regentenreihe noch keinen gibt) die *Histoire philosophique* des *Abbé Raynal* ins Türkische habe übersetzen lassen. Übrigens ward Sultan *Ahmed* III. im Jahre 1730 entthront, und als *Roynal* und *Grimm* schreiben, regierte schon *Abdulhamid*, und vor ihm *Osman* und *Mustafa* der III.

S. 139. *Dorat's* Grabschrift:

*De nos papillons enchanteurs émule trop fidèle
Il caressa toutes les fleurs excepté l'immortelle.*

S. 155. Um die vier größten französischen Tragiker zu charakterisiren, sagte man: *que Corneille avoit fait la Tragédie de sa nation, Racine celle de la Cour de Louis XIV., Crebillon celle de son caractère, et Voltaire celle de son siècle.* Die Spuren des Letzten trägt die ganze *Correspondenz* nur zu deutlich an sich.

Botanik.

1. *Description des plantes que l'on cultive à Navarre et à la Malmaison par A. Bonpland.* Erste Lieferung. Fol. 4 Blätter Text und 6 illuminierte Kupfertafeln. Paris bey *Schoell*.
2. *Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale par F. André Michaux.* Ein und zwanzigste und zwey und zwanzigste Lieferung. Fol. Paris bey dem Verfasser *place Saint-Michel* Nr. 8 und bey *Treittel* und *Wartz*.

Diese beyden Lieferungen enthalten: *Robinia pseudo-acacia*; *Robinia glubinosa*; *Virgilia lutea*; *Ulmus Americana*; *Ulmus alata*; *Ulmus rubra*; *Planera ulmifolia*; *Populus tremuloides*; *Populus grandidentata*; *Populus argentea*; *Populus hudsonica*; *Populus monilifera*; *Populus Canadensis*; *Populus angulata*; *Populus balsamifera*; *Populus caudicans*.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 73.

Freitag, den 10. September

1813.

Theologie.

Chrestomathia Patristica ad usum eorum, qui historiam dogmatum christianorum accuratius discere cupiunt, adornata a Jo. Chr. Guilelm. Augusti Theol. et Philos. Doct. Potentiss. Borussiae Regi regiminis et consistorii a consiliis, et in Academia Viadrina Vratislav. Theol. Prof. Prim. Vol. I. Tractatus ex patribus Graecis continens. 16 $\frac{1}{2}$ Bogen, und $\frac{1}{2}$ Bogen Vorrede 1812. Vol. II. Tractatus ex patribus Latinis continens. 24 $\frac{1}{2}$ Bogen und $\frac{1}{2}$ Bogen Vorrede. Lipsiae apud Theoph. Dykium 1812, in 8.

Aus diesem Titel sieht man schon, welchen Lesern der Herausgeber diese Sammlung von Schriften und Bruchstücken der Kirchenväter vorzüglich widmet, und hierüber äußert er sich in der Vorrede zum I. Band. S. VII. noch deutlicher, wo er schreibt: *«destinavimus Chrestomathiam patristicam nostram maxime juvenibus, qui ad historiam dogmatum christianorum recte discendampaulo ulterius, quam praelectionibus academicis fieri potest, progredi, et viam ad propriam Patrum ecclesiasticorum lectionem sibi praeparare cupiunt.»* Und in dieser Hinsicht wünschen wir den Zuhörern der Dogmengeschichte Glück, daß sie für einen nicht hohen Preis ein Buch von so wichtigem Inhalt in die Hände bekommen. Auf katholischen hohen Schulen wird zwar bisher, so viel wir wissen, nur in der zu Elwangen neu errichteten Facultät der Theologie, und vielleicht in Bayern, über die Geschichte der Dogmen gelesen, und es ist bey den dermahligen Umständen kaum zu erwarten, daß andere katholische Schulen diese so nützliche und nothwendige Anstalt sobald nachahmen werden: indessen ist doch zu hoffen, daß junge emporstrebende Theologen aller Orten, begierig

Neuntes Heft.

nach diesem Buche greifen werden, um sich von dem wahren Werthe dieser alten kirchlichen Schriftsteller durch eigene Einsicht zu unterrichten. Denn da diese unsere ehrwürdigen Vorgänger von einigen zu hoch, von andern aber zu gering geschätzt, und doch in den Schulen so häufig angeführt werden: so kann der wißbegierige junge Theologe nicht unterlassen, wenigstens einige wichtige Werke und Bruchstücke dieser alten, so verschieden beurtheilten Schriftsteller selbst zu lesen, zu prüfen, und hierdurch ein richtiges Urtheil zu fassen, wozu ihm gegenwärtige Sammlung hinreichenden Stoff darbietet. Wir können also hoffen, daß diese *Chrestomathia patristica* auch unter uns Katholiken eine günstige Aufnahme finden werde, zumahl da wir bisher nichts ähnliches haben; denn die Sammlung von Abhandlungen, die vor einigen Jahren von dem berühmten *Denis* herausgegeben worden, ist nicht zweckmäßsig, indem sie nur aus jedem Jahrhunderte eine Abhandlung in einer deutschen Übersetzung enthält, als ob uns alle Jahrhunderte gleich wichtig wären, und als ob man sich auf eine Übersetzung, die nie ohne Fehler ist, verlassen könnte. Es ist daher sehr zu loben, daß Hr. *Augusti* seine *Chrestomathie* vorzüglich aus den ersten vier bis fünf Jahrhunderten gesammelt, und alles in der Grundsprache, so weit es in dieser Sprache vorhanden ist, hat abdrucken lassen.

Die Wahl der Abhandlungen und Stücke ist größten Theils gut getroffen. In dem ersten Bande, welcher griechische Schriftsteller liefert, sind enthalten:

I. *Justini Martyris tractatus de resurrectione*, aus der Ausgabe 1742 *Hazae comitum opera et studio unius e Monachis Congreg. S. Mauri*. Liegt in dieser Angabe der Ausgabe (S. 1 in der Note) kein Versehen zu Grunde, so ist sie allem Ansehen nach, ein Nachdruck von der Pariser-Ausgabe 1742, die von *Maranus e congregat. S. Mauri* besorgt wurde, und für die beste gehalten wird. —

Die Abhandlung besteht nur aus Bruchstücken, welche Photius cod. 224 aus Methodius und Halloixius im Leben des Justinus aus Johannes Damascenus anführt. Indessen sind diese Bruchstücke, wie selbst Hr. Augusti in der Vorrede eingesteht, nicht aufser allem Verdacht der Unächtheit. Es mag seyn, daß die Zweifel gegen dieselbe nach dem Urtheile des Hrn. Herausgebers, nicht wichtig sind, so hätten wir doch, weil dieser Tractat nur ein einziges Dogma behandelt, und nur Bruchstücke enthält, Justin's gröfsere Apologie, die er im Jahre Chr. 140 herausgegeben, vorgezogen, weil sie gewiß ächt ist, und die ganze Lehre der Kirche enthält, folglich einem *Symbolum fidei* jenes Zeitalters gleich zu achten ist; denn ob sie gleich nicht auf einen besonderen Auftrag der Kirche aufgesetzt worden, so hat doch die Kirche jener Zeit nicht widersprochen, und folglich diese Lehre, als die ihrige, anerkannt.

II. *Regula fidei ex Irenaei contra Haereses* I. l. c. 10, nach der Ausgabe Massueti e Congreg. S. Mauri Parisiis 1710, und

III. *Praedicatio apostolica et ecclesiastica, seu praefatio Origenis in opus de Principiis*, nach der Ausgabe (Caroli et Vincentii) De la Rue (e Congreg. S. Mauri) Parisiis 1733 (— 1759), lateinisch, weil der Griechische Text verloren gegangen ist. — Diese zwey Stücke sind trefflich gewählt, denn die alten *symbola fidei* sind uns das wichtigste; eben darum vermissen wir ungern nicht nur, wie wir so eben gesagt haben, Justin's *apologiam majorem*, sondern auch Gregorii Thaumaturgi *symbolum sive formulam fidei (non longiorem apud Vossium, sed breviorum) apud Gregorium Nyssenum in vita Gregorii Thaumaturgi*; denn obgleich vorgegeben wird, dieses Symbolum sey diesem Gregor von der Jungfrau Maria und von dem Evangelisten Johann geoffenbaret worden, so enthält es doch gewiß nichts weiter, als die Glaubenslehre der Kirche jener Zeiten, nämlich der Mitte des dritten Jahrhunderts. Freylich wäre durch die Aufnahme dieser Stücke das Bändchen etwas gröfser geworden; doch hätte dieses nicht viel betragen, wenn jener unvollständige *tractatus de resurrectione*, und am Ende das jüngere Bruchstück aus Johannes Damascenus weggeblieben wären, welche beyde Stücke gewiß niemand vermisst hätte. Doch wir bescheiden uns; denn vielleicht hatte der Hr. Herausgeber besondere wichtige Ursachen, diese zwey Stücke zu liefern, und jene zu übergehen; es kann auch gar wohl seyn, daß er jene zwey Schriften im dritten Theil, wenigstens fragmentarisch nachliefern wird, wie er denn in der Vorrede zum I. Band S. VII schreibt: *in tertio denique (volumine) mox insequuturo lo-*

cos communes ex Patribus universis secundum ordinem systematis theologici collectos atque dispositos exhibebimus, ubi etiam dogmata, quae in tomis prioribus neglecta esse videntur, saltem attingentur.

IV. *Eusebii Pamphili ad historiam ecclesiasticam Prooemium*, wo dieser, des Arianismus verdächtige Schriftsteller seine Meinung vom ΛΟΓΟΣ erklärt; der angehende Theologe wird hieraus sehen, in wie weit der Verdacht gegründet ist. Der Text ist aus Stroth's Ausgabe, Halle 1779 in 8. abgedruckt.

V. *Athanasii de incarnatione tractatus duo*, aus (Montfauconii e Congreg. S. Mauri) Ausgabe 1698. Paris. Der zweyte Tractat ist sehr kurz, und enthält blofs eine gedrängte Angabe der katholischen Lehre; der erste aber ist eine weitläufige Erklärung und Vertheidigung derselben. Die Ächtheit dieser Schrift ist zwar nicht ganz ausgemacht, und Montfaucon hat sie darum in den zweyten Band, in welchem er die unächten und verdächtigen Werke Athanasii gesammelt hat, gestellt; allein Hr. Augusti hält die Gründe gegen die Ächtheit, wie er sich in der Vorrede S. VI äußert, für zu geringfügig, als daß auf dieselben Rücksicht zu nehmen wäre, worüber wir mit ihm nicht rechten wollen.

VI. *Cyrilli Hierosolymitani Catechesis quarta* aus der Ausgabe Thom. Miles. Oxoniae 1703. Sonst wird die Ausgabe Toutel e Congreg. S. Mauri 1720 Paris, vorgezogen. Die 13 *Catecheses* Cyrilli ad *Competentes*, sind zwar, nach der Angabe des Hieronymus de *Scriptoribus Ecclesiasticis*, eine Jugendarbeit dieses Kirchenvaters, aber nichts desto minder lesenswerth. Die vierte, hier abgedruckte Catechese enthält die Lehren von Gott, von Christus, von der jungfräulichen Geburt, von dem Kreuze, von dem Grabe, von der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, von dem künftigen Gericht, von dem heiligen Geiste, von der Seele, von dem Leibe, von den Speisen, besonders von den Götztenopfern, von der allgemeinen Auferstehung, und von der heiligen Schrift.

VII. *Gregorii Nysseni oratio catechetica magna* nach der Pariser Auflage 1638, welche alles enthält, was die Pariser-Auflage mit Anmerkungen von Ducdus 1615 und 1618 mit Supplementen von Gretsorius, geliefert hatte. Die Schrift, welche eine Anweisung gibt, verschiedene Gattungen von Menschen von der christlichen Lehre mit Erfolg zu unterrichten, ist zwar gut gewählt, nur ist zu erinnern, daß Germanus Patriarch von Constantinopel, bey Photius angibt, sie sey von Origenisten interpolirt.

VIII. *Joannis Damasceni expositio fidei orthodoxae de Deo et Christo*, nach der besten Ausgabe *Michaelis Lequien*. Paris 1712. Anstatt dieses Bruchstückes aus dem achten Jahrhunderte, hätten wir lieber ein lehrreiches Stück aus den ersten Jahrhunderten gewählt, wie wir schon oben im Vorbeygehen angedeutet haben. Vielleicht hatte aber der Hr. Herausgeber, wie wir ebenfalls schon anmerkt haben, auch hierbey eine besondere Absicht, die wir nicht errathen können.

Der zweyte Band, welcher lateinische Kirchenväter liefert, ist um 8 Bogen stärker als der erste; und dieses hat zwar guten Grund, weil sich unsere Dogmatik vorzüglich nach diesen Schriftstellern, und zwar besonders nach *Tertullian* und *Augustin*, gebildet hat; nichts destoweniger, weil die griechischen Kirchenväter größtentheils gelehrter und lehrreicher sind, wäre vielleicht der erste Band, wenn nicht stärker, doch wenigstens eben so stark zu wünschen gewesen. Der Inhalt dieses Bandes ist:

I. *Q. Sept. Flor. Tertulliani adversus Praxeam liber*, aus dem von dem Hrn. Herausgeber in der Vorrede angeführten Grunde sehr gut gewählt, ob *Tertullian* gleich dieses Buch erst geschrieben hat, nachdem er nach der Angabe *Hieronymi*, *contumeliis et invidia clericorum Romanorum exagitatus*, ad *Montani dogmata* übertreten war, wie sogleich aus dem Anfange des Buches zu ersehen ist. Der Abdruck ist aus *Nicol. Rigaltii* II. Ausgabe Paris 1641 genommen: sollte nicht die *Semlerische* Ausgabe, Halle 1770 — 1771 besser, und zu Jena vorräthig seyn?

II. *Caecillii Cypriani Tractatus de Unitate Ecclesiae*, und

III. *Cypriani epistolae duae (nempe 63) de sacra coena, et (73) de Baptismo*, nach der Ausgabe *Joannis episcopi Oxoniensis*, *Bremae* 1690; besser ist die Pariser Auflage von dem Mauriner *Maranus* 1727. Alle drey Stücke werden den angehenden Theologen willkommen seyn. In dem 63. Brief dringet *Cyprian* darauf, zu dem heiligen Abendmahl nicht-bloßes Wasser, sondern Wein mit Wasser gemischt, zu gebrauchen; und in dem 73. Brief werden die jungen Theologen finden, mit welchen Gründen und mit welchem Nachdruck *Cyprian* seine Meinung von der Wiedertaufe der Ketzer zu vertheidigen weifs.

IV. *Luc. Caecil. Lactantius de rebus novissimis* nach *Walchii* Ausgabe, Leipzig 1735. Das Stück ist aus dem VII. Buche C. 14 — 26 entlehnt; es ist, wie das ganze Werk *Lactantii*, eine schöne, zierlich und mit großem Aufwande der Beredsamkeit geschriebene, aber eben nicht gründliche Erklärung und Vertheidigung des *Chiliasmus*, welcher zwar nie eigent-

liches Dogma, aber doch in jenen Zeiten sehr verbreitet war. Der junge Leser wird sich wundern, was *Lactantius* von dem tausendjährigen Reiche alles vorauszusagen weifs, und wie schwach die Gründe sind, auf welche er baut.

V. *Hieronymi Epistola ad Paulinum de lectione scripturarum*, ex editione *Tribechov*. 1684, besser ist die *Maurinische* Ausgabe von *Martianai* und *Bara* 1693 — 1706, wiederhohlet 1734. Paris; auch wird die von *Valar*, 1741 *Verona*, gerühmt. — Dieser Brief betrifft zwar kein Dogma, wird aber doch von angehenden Theologen mit Nutzen gelesen werden.

VI. *Aurelii Augustini Liber de natura et gratia ad Timasium et Jacobum contra Pelagium*, gut gewählt.

VII. *Augustini Enchiridion ad Laurentium urbis Romae primicerium*, ist eine Erklärung der Glaubenslehre aber mit vielem Fremdartigen untermengt. Merkwürdig ist, daß *Augustin* C. 100 p. 320 auch eine Prädestination zur Strafe mit dürren Worten anerkennt, indem er schreibt: *ad eorum damnationem, quos juste praedestinavit ad poenam, et eorum salutem, quos benigne praedestinavit ad gratiam*. Wir können also den Trientischen Kirchenrath, der die Lehre *Augustins* von der Gnade und Prädestination, adoptirt, nicht in der ganzen Ausdehnung verstehen, sondern müssen dieses darauf beschränken, wie diese Lehre zur Zeit dieses Kirchenraths in den Schulen vorgetragen wurde. — Der sonst so strenge *Augustin* gibt doch auch C. 112. p. 330 zu, Gott möge vielleicht manchen zu den ewigen Höllenstrafen verdammt bisweilen einige Linderung oder Unterbrechung der Strafe angedeihen lassen; indessen ist dieß eine bloße Vermuthung.

VIII. *Augustini epistolae tres. A. Duae ad Januarium 118 et 119 de ritibus ecclesiasticis*, gehören also nicht zur Dogmengeschichte, wie selbst Hr. *Augusti* in der Vorrede gesteht, als nur in so fern die Gebräuche und Gewohnheiten der Kirche von den Dogmen unterschieden werden. Der angehende Theologe wird aus denselben manche Belehrung schöpfen. Zur Probe heben wir die Stelle *Epist. 119. c. 19. p. 376* aus: *quod autem instituitur praeter consuetudinem, ut quasi observatio sacramentis (eines bedeutungsvollen oder heiligen Gebrauches) sit, approbare non possum, etiamsi multa hujus modi, propter nonnullarum, vel sanctarum, vel turbulentarum personarum scandala devitanda, liberius improbare non audeo. Sed hoc nimis doleo, quia multa, quae in divinis libris saluberrima praecepta sunt, minus curantur, et tam multis praesumptionibus sic plena sunt omnia, ut gravius corri-*

piatur, qui per octavas suas terram nudo pede tetigerit, quam qui mentem violentia sepeliverit. Omnia itaque talia, quae neque sanctarum scripturarum auctoritatibus continentur, nec in conciliis episcoporum statuta inveniuntur, nec consuetudine universae ecclesiae roborata sunt, sed diversorum locorum diversis moribus innumerabiliter variantur, ita ut vix aut omnino nunquam inveniri possint causae, quas in eis instilvendis homines secuti sunt: ubi facultas tribuitur, sine omnidubitatione rescanda existimo. Quamvis enim neque hoc inveniri possit, quomodo contra fidem sint, ipsam tamen religionem, quam paucissimis et manifestissimis celebrationum sacramentis, misericordia Dei esse liberam voluit, servilibus oneribus premunt, ut tolerabilior sit conditio Judaeorum, qui, etiamsi tempus libertatis non agnovissent, legalibus tamen sarcinis, non humanis praesumptionibus subjiciuntur. Sed Ecclesia Dei, inter multam paleam multaque zizania constituta, multa tolerat, et tamen quae sunt contra fidem vel bonam vitam non approbat, nec tacet, nec facit. Diese Stelle bedarf doch wohl für unsere Zeiten keines Commentars. — Der dritte Brief ist Augustini epistola (146) ad Consontium de corpore Jesu Christi, und betrifft auch kein Dogma, sondern enthält eine besondere Meinung Augustins, mit welcher man die kurze Abhandlung in dem Magazin für christl. Dogmatik und Moral, von Süsskind fortgesetzt, XVII. Stück, S. 165 — 175 vergleichen kann.

Alle diese fünf Schriften Augustins sind ex editione Lugdunensi 1664 abgedruckt, besser aber ist die editio Blancpoeni et Constanti Benedictin. e Congreg. S. Mauri, Paris 1679 — 1700. Doch was wir von besseren Ausgaben, welche vorzuziehen wären, gesagt haben, ist gewiss dem gelehrten Hrn. Herausgeber sehr wohl bekannt, nur hatte er jene Auflagen nicht zur Hand, und mußte also diejenigen gebrauchen, die er vorfand. Es entsteht hieraus auch kein großer Nachtheil, weil der Text in den verschiedenen Ausgaben doch nur hie und da, und meistens nur in Kleinigkeiten abweicht.

Übrigens wird es nöthig seyn vorzubauen, daß diese Äußerungen, die nur Wünsche sind, gar nicht als Herabwürdigung des Buches gedeutet werden sollen, welches wir jungen Geistlichen nicht dringend genug empfehlen können. Wir setzen daher noch den Wunsch hinzu, daß hier und da einige kurze Noten beygefügt wären, welche dem angehenden Theologen in dem Sprachgebrauche der Kirchenväter nachhelfen könnten; denn es findet sich häufig, daß diese alten kirchlichen Schrift-

steller, Wörter und Ausdrücke gebrauchen, deren wir uns unter einer andern bestimmteren Bedeutung noch jetzt bedienen, die aber jenem Alterthume nicht aufzubürden ist. Dieses hat Dalläus hinlänglich bewiesen, und wir haben in der oben angeführten Stelle Augustins an dem Worte sacramentum ein deutliches Beyspiel gesehen. — Der Hr. Verleger hat zwar die Schönheit des Papiers und die Deutlichkeit des Druckes nicht außer Acht gelassen, aber er hätte auch für die Correctur besser sorgen sollen; denn man stößt hier und da auf Druckfehler, von welchen wir uns aber nur folgende ausgezeichnet haben: im ersten Theil S. 13 Z. 9 τηγαουσα für τυγαουσα, S. 21 Z. 5 πειρα für πλειρα, S. 115 Z. 11 πιστιν für πιστην, S. 203 Z. 7 ακολουτον für ακολουδον; im II. Th. S. 122 Z. 3 von unten quae vitam homini pareat für pariat, S. 123 Z. 5 indicii für judicii, S. 248 Z. 10 bono für bene, S. 254, Z. 4 binio für bivio, und Z. 5 sollte nach nostrum kein Punct stehen, wie auch sonst hier und da die Interpunction nicht genau ist; S. 285 Z. 6 confitemus für confitemur; S. 294, Z. 16 ab eo ulla für ab ea ullo, S. 308, Z. 4 reus est illo irremissibilia peccata für irremissibili peccato, S. 315 Z. 7 in charissima für clarissima. Indessen ist zu hoffen, daß die Druckfehler insgesamt im dritten Band werden angezeigt und verbessert werden, dessen Erscheinung gewiss alle, welche den wahren Werth der Kirchenväter aus eigener Lesung kennen, und die Lectüre derselben verbreitet wünschen, mit Verlangen entgegen sehen. Den jungen Theologen dürfen wir aber wohl noch die Erinnerung mitgeben, sich mit der neuplatonischen Philosophie, die in jenen Zeiten vom ersten Jahrhunderte an und weiter hin herrschte, und in deren Sprache die Kirchenväter schrieben, bekannt zu machen; sie werden aus dieser Philosophie auch leicht erschen, daß die, den Kirchenvätern gemachten Vorwürfe der Leichtgläubigkeit, Wundersucht und des Mysticismus, nicht besondere Fehler dieser ehrwürdigen gelehrten Männer, sondern jenes Zeitalters und der damals herrschenden Philosophie waren. In dieser Hinsicht empfehlen wir die Lectüre von Tennemanns Geschichte der Philosophie VI. Band, welcher dieses Zeitalter umfaßt, und eine gute Übersicht gibt.

Θεόδωρος Μερισπορου.

Rechtsgelehrtheit.

Darstellung des Rechtes geistlicher Personen, insofern sie nur überhaupt und bloß als solche betrachtet werden. Von *Thomas Dollner*, Doctor der Rechte, ordentlichem öffentlichem Professor des Kirchen- und des Römischen Civil-Rechts, Mitglied der königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Wien gedruckt bey *Carl Gerold*, im Verlag bey *Geisinger*, 1813. Vorrede und Inhaltsanzeige X, übrigens 177 S. in 8.

Diese Schrift erschien vor kurzem in der Gestalt einer akademischen Abhandlung bey Gelehrtheit der von dem k. k. n. ö. Landrechts-Secretair und seitdem k. k. Landrathe zu Brünn, *Ludwig Grafen von Taffe*, unter dem Schutze Sr. Majestät zur Erlangung der juridischen Doctors-Würde gehaltenen, öffentlichen Vertheidigung aus allen Theilen des Rechts und der Politik. Sie enthält eine Darstellung des Rechts der kirchlichen Personen im engern Sinne (*Clericorum*), sowohl nach dem gemeinen als österreichischen Kirchenrechte, und zwar in drey Abschnitten, wovon der erste von dem Antritte des Clerical-Standes, der zweyte von den Vorrechten und Verbindlichkeiten der Cleriker, der dritte endlich von den Ordensgeistlichen handelt. In der Vorrede erklärt der Verf. selbst, daß diese Abhandlung eine Verbesserung und Ergänzung des ersten Hauptstückes des *Rechberger'schen* Privat-Kirchenrechts sey; von welchem er überhaupt eineneue, dem Bedürfnisse mehr entsprechende Auflage bearbeite, und nun gelegentlich zum Nutzen seiner Zuhörer das erste Hauptstück liefere.

In Rücksicht des Werthes dieser Schrift, erregen schon die früheren wissenschaftlichen Arbeiten des Verfs., welche von dessen vorzüglichem Talente und bis in das Innerste seines jedesmahligen Gegenstandes forschendem Fleiße zeugen, eine günstige Erwartung; allein auch hievon abgesehen, darf man nur dieß Werkchen zur Hand nehmen, und ein flüchtiger Blick überführt jeden Kenner, daß mit demselben der Anfang zu einem äußerst schätzbaren Beytrage zu den Hülfsmitteln des vaterländischen Rechtes gemacht sey. Ref. hat mit immer steigendem Vergnügen die einzelnen Abschnitte, deren sich jeder durch Anzahl und Inhalt der Paragraphe so sehr vor den *Rechberger'schen* auszeichnet, (der §§. sind 30, der Seiten, bey weit kleinerem Drucke, 23 mehr, als bey *Rechberger*.) gelesen, und wenn ihm der

letzte Abschnitt von den Ordensgeistlichen am besten gefallen hat, so mag es nur daher rühren, weil ihm, als Juristen, dieser Theil in praktischer Rücksicht vorzüglich interessant schien. Einen Beweis der Gründlichkeit und Vollständigkeit der Arbeit des Verfs. liefern die häufigen Citate aus dem *Corpus juris canonici*, und aus den zahlreichen vaterländischen Gesetzen. Man muß einen Begriff von der Beschaffenheit dieser beyden Quellen haben, um die Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen der Verf. zu kämpfen hatte, würdigen zu können; und Ref. glaubt ohne Übertreibung behaupten zu können, daß heut zu Tage nicht viele Schriftsteller eine so ausharrende Geduld besitzen, um sich einem solchen Geschäfte mit dieser Pünktlichkeit zu unterziehen. Belege dieser Behauptung liefert jedes Blatt, vorzüglich aber S. 29, 30, 135 u. s. w. Die ungemein niedliche Auflage dieser Abhandlung macht der *Gerold'schen* Buchdruckerey Ehre. Möge der Verf. recht bald die nöthige Musse finden, das ganze, für die Theologen und Juristen Österreichs gleich wichtige Werk vollenden zu können!

P h y s i k.

Elemente der Naturlehre, von *Cassian Hallaschka*, Priester aus den frommen Schulen, Doctor der Philosophie und Professor der Physik an der k. k. Lehranstalt zu Brünn. Mit einer Kupfertafel. Brünn, bey *Joseph Georg Trafsler*. 1813. XVI. 195 S. in 8.

Vorliegendes Compendium, welches die gesammte Physik, nach ihrem gewöhnlichen Zuschnitte umfaßt, scheint zunächst zum Gebrauche für die Vorlesungen des Verfs. bestimmt zu seyn. In diesem Falle will Rec. die Brauchbarkeit desselben nicht in Abrede stellen, da der Verf. manche Ergänzungen, so wie manche Berichtigungen und Erläuterungen bey mündlichen Vorträge einschalten kann. Indem Rec. zugleich überzeugt ist, daß die Schwierigkeit der Abfassung eines guten Lehrbuchs mit seiner Compendiosität in einem starken Verhältnisse wächst: so will er auch dabey den Fleiß nicht verkennen, welchen der Verf. auf die Abfassung dieser Schrift verwendet haben mag. Je compendiöser man jedoch eine Wissenschaft behandelt, desto nothwendiger ist eine sorgfältige Wahl der Ausdrücke, eine richtige und feste Bestimmung der Begriffe, eine genaue Abwägung des

Wichtigsten und dessen Aushebung und Gleichförmigkeit in das Ganze zu bringen. Dafs der Verf. in der Erfüllung dieser Forderungen nicht immer glücklich gewesen sey, wenn gleich übrigen mehrerer Gegenstände recht gut vorgetragen sind, können folgende Bemerkungen zeigen:

Der im 1. §. aufgestellte Begriff der *Natur* ist weder deutlich noch umfassend genug. Das Wort *Natur* hat nicht blofs eine formelle, sondern auch eine materielle Bedeutung, und bezeichnet in letzterer die Welt. — §. 2 führt der Verf. als Theile der Naturlehre die Naturgeschichte, Naturbeschreibung (unter dieser scheint er die physische Geographie verstehen zu wollen), die Chymie und die Mathematik (!) auf. — §. 8 werden Porosität, Compenibilität und Elasticität als allgemeine Eigenschaften der Körper aufgeführt. Die allgemeinen Eigenschaften der Körper sind nothwendige Eigenschaften des mit Materie erfüllten Raumes, und lassen sich auf Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Theilbarkeit zurückführen. Die Erscheinung einer continuirlichen Raumerfüllung oder ein nicht poröser Körper ist dagegen nichts widersprechendes. Wenn, wie der Verf. §. 11 behauptet, »alle uns bekannte Körper Zwischenräume haben,« so ist das nicht *a priori*, sondern nur in der Erfahrung auszumitteln, welche keine Allgemeinheit gewährt. — Sehr kurz, aber wenig genügend erklärt der Verf. §. 17 die Erscheinungen der Adhäsion und Nichtadhäsion durch die Worte: »Die Ursache beyder Phänomene ist die Attractions- und Repulsionskraft.« — §. 19 werden die »chymischen Wirkungen« gleichfalls zu den allgemeinen Eigenschaften der Körper gerechnet. Sie »sind jene, welche durch eigene den Körpern inhärende Kräfte erfolgen.« Diese Erklärung ist zu weit und schwankend. — §. 25 heifst es: »Die Bedingungen der Krystallisation sind Raum, Zeit und Ruhe.« Bey aller Unvollständigkeit dieser Bestimmung weifs man nicht, was der Beysatz, Raum und Zeit, heifsen soll, da ja jede Erscheinung durch Raum und Zeit bedingt ist. — Bey der Erklärung des Hebels §. 51: eine gerade unbiegsame Linie ohne Schwere, in einem Punkte so unterstützt, dafs sie sich um denselben drehen, sonst aber nicht in Bewegung kommen kann, etc. fragt man billig; Wozu dieser Zusatz? Wie kann der Hebel sich um einen Punkt drehen, ohne in jedem anderen in Bewegung zu kommen? — Was §. 69 vom Widerstande flüssiger Körper gesagt wird, ist zu unvollständig und unbestimmt. Soviel aus der allgemeinen Naturlehre. Nur noch etwas aus den übrigen Abschnitten: §. 104 wird von der kohlen-sauren Luft (kohlen-saurem Gas) gesagt: »sie widersteht der Fäulung, ja sogar verfaulte Körper werden in selber restituirt.« (!) Das wäre demnach

ein leichtes Mittel, die Todten wieder lebendig zu machen, oder die Kloaken in ein wahres *cornu copiae* umzuwandeln. — §. 102 heifst es von der Stickluft (Stickgas): sie vermischt sich gerne mit der atmosphärischen Luft, und phlogistisirt sie.« u. dergl. m.

An der gleichförmigen Behandlung ist gleichfalls einiges auszusetzen. S. 128 und 129 ist z. B. über die electricischen Theorieen, und S. 120 und 121 über die *Lüdihe'sche* Farbenscheibe weit mehr gesagt, als es in Bezug auf andere wichtige Gegenstände, die sehr kurz weggekommen sind, hätte geschehen sollen. — Auch auf Schreib- und Druckfehler hätte bey diesem Compendium mehr Aufmerksamkeit verwendet werden sollen. Beynahe immer steht *Phänomen* statt *Phänomen*; §. 04 »das *hirkonische* Gebirge in Deutschland;« §. 110 heifst es: »*Lavoisier* bewies, dafs das Wasser kein einfacher Körper sey, sondern aus Sauer- und Brennstoff bestehe.« Auch stößt man auf *Karthosius*, Docktor, flüssende Materien u. s. w.

Bey vorstehenden Bemerkungen hat Rec. nicht die Absicht, den Verf. durch Tadel abzuschrecken; vielmehr wünscht er ihm dadurch Gelegenheit zur künftigen Verbesserung seiner Behandlungsart zu geben, indem er übrigens in der Schrift Talent zu finden glaubt, um von dem Verf. bey dem fortgesetzten Studium seines Faches künftig etwas vollendetes erwarten zu können.

Philologie.

Zusatz zur Recension der Abhandlung *περι της των ελληνικων σοιχειων κρηνησεως*. Von *Anast. Georgiades* im Junyhefte unserer L. Z. Nr. 48, S. 768.

Diese Schrift, worin ein Neugriecher als Verfechter der Aussprache seiner Landsleute (der bey uns sogenannten reuchlinischen) wider die erasmische auftritt, ist zwar in einem der vorhergehenden Blätter der Literatur-Zeitung schon angezeigt worden; allein da sich jener Rec. nur auf einige allgemeine Bemerkungen beschränkte, und es unentschieden läfst, ob die Gründe für die eine oder die andere überwiegend sind, so kann es nicht zweckwidrig seyn, hier zu versuchen ein befriedigendes Resultat zu erhalten. Und weil man auf unsern Gymnasien und Akademien die erasmische Aussprache angenommen hat, so ist es auch in dieser Rücksicht nicht gleichgültig, ob man diese Sprache, die ihres Wohltautes wegen die Sprache der Musen und Grazien genannt zu

werden verdiente, richtig oder unrichtig ausspreche, und im letzten Falle das Ohr der jungen Leute mit barbarischen, den Griechen unbekanntem Tönen zurückschrecke.

Die Wahrheit, die man an beyden Extremen sucht, liegt auch hier wie gewöhnlich in der Mitte. Die Stelle des *Sext. Empirikus*, *L. 1. contra Grammat. C. 5. p. 241.* ist hierüber entscheidend, und beweiset offenbar I. das die alten Griechen die Diphthonge nicht in zwey Töne auflöseten, wie es die Erasmiäner thun, und dadurch eine breite, höchst unangenehme Aussprache der Musen geben. II. das sie aber auch das η nicht sowohl als ι, wie die Reuchliniäner, sondern vielmehr als e aussprachen.

Sextus Empir. will gegen die Grammatiker zeigen, wie wenig die Grammatik eine Wissenschaft zu heißen verdiene, da sie nicht einmahl in den Elementen derselben übereinstimme, nicht einmahl wisse, wie viel eigentlich Buchstaben oder Sprachelemente, Grundtöne (*σοιχεῖα*) sind. Er sagt, das der Begriff des Wortes *σοιχεῖον* in dreyfacher Verstande genommen werde; es bedeute nämlich so viel als *χαρακτήρ καὶ τύπος* (Schriftzeichen oder Form des Buchstabens), *δύναμις* (Ton und Aussprache desselben) und *ὄνομα*, dessen Namen. *L. I. C. V. 237, 238.* Καὶ δὴ τριχῶς λεγόμενον τοῦ σοιχεῖου τοῦ τε γεγραφομένου χαρακτήρος καὶ τύπου, καὶ τῆς τούτου δυνάμεως, καὶ ἐπὶ τοῦ ὀνόματος, προαιεῖται νῦν ἡ ζήτησις μάλιστα περὶ τῆς δυνάμεως, ἀπὸ τῆς κυρίως σοιχεῖου παρ' αὐτοῖς προσηγορεῖται. Er wolle also zuerst von der Aussprache oder dem Ton der Buchstaben handeln; denn diesen nannten die Grammatiker vorzugsweise oder eigentlich *σοιχεῖον*.

Man bemerke hier wohl die Bedeutung von *δύναμις*, Ton oder Aussprache des Buchstaben; und glaube ja nicht, wie *Georgiades* S. 90 Z. 23 zur Behauptung des η als ι vorgibt, es heiße die Eigenschaft eines Buchstaben, wornach zwey kurze Vocale in einen langen (εε in η) oder ein langer in zwey kurze (η in εε) übergehen. Denn *Sextus* müßte sonst in der vorhergehenden Eintheilung der Bedeutung von *σοιχεῖον* in *χαρακτήρ*, *δύναμις*, und *ὄνομα* sagen: *σοιχεῖον* bedeute entweder das Schriftzeichen, oder die Zusammenziehung zweyer kurzen Vocale in einen langen, und die Auflösung eines langen in zwey kurze, und endlich den Namen des Sprachelements; und jene Zusammenziehung und Auflösung heiße eigentlich *σοιχεῖον*, Grundton, Buchstabe oder Sprachelement, was in der That sehr ungereimt wäre, Zusammenziehung und Auflösung der Sprachelemente als Sprachelement und zwar vorzugsweise anzugeben, da er doch von einer solchen *δύναμις* gar nicht handelt. Auch sagt *Ammonius de differentiis vocabul.* ausdrücklich, *σοιχεῖον κυρίως* bedeute *ὡπὴν τῆς ἐκφώνη-*

ση, den Ton, die Aussprache des Buchstaben, also eben das, was *Sextus* durch *δύναμις* versteht, die er *κυρίως σοιχεῖον* nennt. (Siehe die Not. des *Fabric.*) Dieß erhellet auch unwiderleglich aus der Stelle S. 241, wo er von dem zusammengesetzten Ton der Buchstaben *εα* redet: *Δῆλον, ὡς οὐχ ὁσαύτως αὐτοῦ (τοῦ φθόγγου) κατὰ τὴν πρώτην πρόπτωσιν ἀντιλήφεται ἢ αἰσθησὶς καὶ κατὰ τὴν τελευταίαν, ἀλλὰ κατ' ἀρχάς μὲν ὑπὸ τῆς εἰ ἐκφώνησεως κινηθήσεται. μετὰ δὲ ἐξαφανισθείσης αὐτῆς, εἰλικρινόυς τῆς τοῦ α δυνάμεως ποιήσεται ἀκτιληψιν.* Offenbar ist hier *ἐκφώνησις* und *δύναμις* gleichbedeutend; denn es ist bloß von dem Ton der Buchstaben *ε* und *α* die Rede.

I. Dieses vorausgesetzt, macht *Sextus L. I. C. V. p. 241 contr. Gram.* unter andern den Grammatikern den Vorwurf, das sie die *σοιχεῖα*, Grundtöne, Sprachelemente, nicht richtig angeben, und sagt: ob etwas Sprachelement (bloß einfacher Buchstabe) sey, muß man daraus vorzüglich beurtheilen, das es einen unzusammengesetzten und einfachen Ton hat, wie *α, ε, ω* und die übrigen. Weil nun der Ton des *αι* und *ει*, einfach und einförmig ist, so werden auch diese nichts anders als Grundtöne oder bloß einfache Buchstaben seyn. Ein Beweis aber ihrer Einfachheit und Einförmigkeit ist folgendes: Der zusammengesetzte Ton nämlich pfeget nicht, so wie er anfangs ins Ohr fällt, sich bis ans Ende gleich zu bleiben, sondern ändert sich während seiner Dauer. Der einfache hingegen, der in der That die Eigenschaft eines Buchstaben hat, ist vom Anfang bis ans Ende unveränderlich. Z. B. wenn man den Ton *εα* nach seiner Dauer ausspricht, so ist es offenbar, das der Sinn diesen Ton nicht auf gleiche Weise bey dem ersten und letzten Eindruck aufst, sondern im Anfang wird er von der Aussprache des *ε* gerührt, nachher aber, wenn diese aufhört, wird er den reinen Ton des *α* auffassen, und so in allen ähnlichen Fällen. Spricht man hingegen den Ton *αι* aus, so wird nichts dergleichen geschehen. Da sich nun die Sache so verhält, und der Ton *ει* und *ου* einförmig und unzusammengesetzt ist, und unverändert vom Anfang bis ans Ende gehöret wird, so werden auch diese bloße Buchstaben (Grundtöne) seyn.

Kann etwas einleuchtender seyn, das die Alten die Diphthongen nicht auflöseten, als diese Stelle? das sie nicht *αι, ει, ου* statt *ä, i, u* sagten? Man lese also *Μοῦσαι* *Musä*, *εἶδει* *idi*, *αἰδοῦς* *ädu* nicht *Mousai, eidei, aidous*; denn hier ist der Ton nicht mehr einfach und unzusammengesetzt, sondern fällt im Anfang anders ins Ohr als am Ende. Diese Stelle, glaube ich, ist überzeugend, und sollte uns daher bewegen, die das Ohr

beleidigende und breite erasmische Aussprache einmal aufzugeben, welche die Sprache der Grazien wahrhaft in eine breittönende Bauersprache verwandelt, wovon man vor den Zeiten des *Erasmus* unter den Griechen nichts wufste, und die *Erasmus* selbst nie brauchte. Will man wissen, wie *Erasmus* auf die Behauptung derselben gekommen ist, so erzählt *Vossius* Arist. L. I. c. 18, dafs er durch einen Betrug des *Glarean* dazu sey verleitet worden. *Glarean* war von Paris nach Löwen gekommen, und vom *Erasmus* auf Mittag eingeladen worden. Er fragte ihn, ob er etwas Neues von Paris mitbrächte. *Glarean* erzählte ihm nun (was er sich während der Reise ausgedacht hatte, weil er wufste, dafs *Erasmus* sehr neugierig und leichtgläubig sey) es wären einige sehr gelehrte Männer, Griechen von Geburt, nach Paris gekommen, welche das Griechische ganz anders aussprächen, als es damals (reuchlinisch) ausgesprochen wurde. Sie sagten statt *ai* (ä) *ai*, statt *oi* (i) *oi*, u. s. f., *Erasmus* schrieb nun sogleich ein Gespräch von der richtigen Aussprache der lateinischen und griechischen Sprache, um der Erfinder derselben zu scheinen. Aber *Erasmus* habe, so bald er den Betrug erfahren, niemahls nachher diese Aussprache gebraucht, noch seinen vertrauten Freunden je zugemuthet, davon Gebrauch zu machen. Zum Beweis hiervon führet *Rutger*, Professor der griechischen Sprache in Löwen, und des *Vossius* Lehrer, eine Vorschrift für die Aussprache des Griechischen an, die *Erasmus* mit eigener Hand für einen Spanier, *Damian a Goes* geschrieben, und welche ganz mit der damals gewöhnlichen (reuchlinischen) Aussprache übereinstimmt.

II. Dafs wie *η* bey den Alten nicht sowohl das *i* sondern vielmehr wie *e* lautete, beweiset ohne alle Widerrede folgende Stelle auf der nähmlichen Seite L. I. c. 5. *Sextus* hat vorher gezeigt, dafs die Grammatiker die Zahl der Vocale ohne sichern Bestimmungsgrund, folglich unrichtig angeben. Denn wenn man sie nach ihrer Länge und Kürze, nach dem dreysfachen Accent, und dem zweysfachen Hauch bestimmen wollte, so müßten 43 Vocale angenommen werden; wollte man sie hingegen nach dem Ton oder der Aussprache unterscheiden, so gebe es nicht einmal 7. Er sagt also: »Auch gibt es noch einen andern Grund, woraus sich umgekehrt behaupten läßt, es gebe weniger Vocale als 7, welche von den Grammatikern dafür ausgegeben werden. Denn wenn das *α*, es mag kurz oder lang ausgesprochen werden, nach ihrer Meinung kein verschiedener, sondern

ein gemeinschaftlicher, d. i. eben derselbe Buchstabe ist, so wie auch *ι* und *υ*, so wird hieraus folgen, dafs auch *ε* und *η* ein Buchstabe ist, indem er eben dieselbe Aussprache (κατὰ τὴν αὐτὴν δύναμιν) gemein hat. Denn eben dieselbe Aussprache (δύναμις) findet sich bey beyden. Denn das verkürzte *η* ist ein *ε*, und das verlängerte *ε* ist ein *η*. Auf die nähmliche Art haben *ο* und *ω* ihrer Natur nach nur eine gemeinschaftliche Beschaffenheit als Buchstaben, und unterscheiden sich nur in der Länge und Kürze. Denn das *ω* ist ein langes *ο*; das *ο* aber ein kurzes *ω*.

Sextus sagt also hier ausdrücklich, dafs man *ε* und *η* gleich aussprach, und sie nur in der Länge und Kürze unterschied. Denn wie hätte er sie sonst mit lauter gleichtönenden Buchstaben, mit dem zweyfachen *α*, mit *ι* und *υ*, mit *ο* und *ω* vergleichen können? Hätte man *η* wie *ι* ausgesprochen, würde er es nicht vielmehr mit *ι* oder *υ* zusammengestellt haben? Was *Georgiades* hier von der Bedeutung der *δύναμις* sagt, um sein *η* als *ι* zu retten, ist falsch. *Sextus* redet nicht von der Zusammenziehung des *εε* in *η* oder der Auflösung des *η* in *εε*, sondern von der Verlängerung des *ε* oder Verkürzung des *η*, worin er das Unterscheidungsmerkmal nicht ihre Ähnlichkeit setzet, wegen welcher er sie vergleicht; dieß aber ist der Ton oder die Aussprache, *δύναμις* wie ich im Anfange gezeigt habe.

Wer noch andere Gründe verlangt, als den Beweis, welchen diese Stellen liefern, und den man als unumstößlich allen Einwürfen entgegen setzen kann, ist durch Gründe schwer zu belehren. Dafs sich aber diese Veränderung des *η* als *ε* in die von *i* schon frühe in der griechischen Aussprache muß ereignet haben, will ich nicht in Abrede seyn. Beyspiele solcher Abweichungen in der Aussprache finden sich in mehreren Sprachen. So haben wir Deutsche selbst die Aussprache des *th* nicht mehr, wie sie die Engländer von unsern Vorfahrern in deutschen Wörtern aufbewahrt haben. Ich will hier auch von dem siebenfachen *ι* (*η*, *ι*, *υ*, *η*, *ει*, *οι*, *υι*) nichts sagen, wovon *Georgiades* behauptet, das öftere Vorkommen desselben sey griechischen Ohren nicht unangenehm, was aber die Deutschen, denen man jene Feinheit des Ohrs für die Sprache nicht zutrauen sollte, nicht finden; dafs ferner die Lateiner das *η* gewöhnlich mit *e* ausdrückten. Denn sobald die Stellen des *Sextus Empir.* ihre Richtigkeit haben, und der Sinn derselben nicht kann geläugnet werden, so bedarf es keiner andern Gründe.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 74.

Dienstag, den 14. September

1815.

Heilkunde.

Grundrifs der Pathologie und Therapie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen entworfen von D. *Johann Wilhelm Heinrich Conradi*, Professor der Medicin zu Marburg. Erster Theil. Allgemeine Pathologie und Therapie. Marburg, 1811. XXVIII und 432 S. in 8. — Zweyter Theil. Besondere Pathologie und Therapie. Erster Band. Von den Fiebern, Entzündungen und Hautausschlägen. Marburg, 1813. XVI und 720 S. in 8.

Ogleich es aufer dem Plane dieser Zeitschrift liegt, vor 1812 erschienene Werke anzudeuten und zu beurtheilen: so mag doch der Gehalt des ersten Theiles des vorliegenden Grundrisses, und seine innigste Verbindung mit dem zweyten Theile einen Rückblick auf jenen nicht nur rechtfertigen, sondern für manche unserer Leser vielleicht nöthig machen. Doch soll über selben nur so viel gesagt werden, als zur Bezeichnung seines von den Kunstrichtern einstimmig anerkannten Werthes, und seines Zusammenhanges mit dem zweyten Theile unerläßlich scheint. Gründlichkeit, mögliche Entferntheit von einseitiger Systematik, so wie von der Sucht, alles erklären zu wollen, Vertheidigung und Erhärtung geläuterter pathologischer Lehren und therapeutischer Grundsätze, vorsichtige und verständige Anwendung der Ausbeute der neuesten Arbeiten im Gebiete der Chemie, Physik und dergesamten Naturkunde, eine reichliche und gut gewählte Literatur zeichnen diesen Theil in materieller Beziehung eben so vortheilhaft aus, wie in formeller eine reine, fließende und männliche Schreibart mit Deutlichkeit bey angemessener Kürze; — Eigenschaften, welche ihn für den Gebrauch bey Vorlesungen über allgemeine Pathologie, Actiologie, allgemeine

Neuntes Heft.

Prognostik und Therapie, die darin abgehandelt werden, vorzüglich empfehlenswerth machen. Einige Mängel, von denen wohl kein Menschenwerk frey ist, betreffen weniger das Wesentliche dieser gediegenen Arbeit, als den Umfang und die Behandlungsart einiger Gegenstände, und einzelne Aussprüche. Um nicht weitläufig zu werden, deutet Rec. nur einige kurz an, z. B. das Unzulängliche der übrigens nicht ungeschicklich nach *Ploucquet* u. a. mit den Heilmethoden verbundenen Pathogenie (§. 441 bis 490; die einseitige Bestimmung der Alienationen (§. 478) als qualitativer Veränderungen des Organismus, welche besonders die chemischen und mechanischen Verhältnisse desselben, oder die Mischung und Form betreffen, womit *nur dann*, wenn sie irgend bedeutend sind, Veränderungen der Kräfte verbunden seyn sollen; die zu kurze und zu allgemeine Darstellung der erregenden oder antiasthenischen (§. 470 bis 477), und der umändernden oder alienirenden Methode (§. 484 bis 490); die Übergang aller gegenanzeigenden Umstände; die nicht hinlänglich gegründete Angabe der Beziehung einiger erregenden Mittel zu den einzelnen Systemen und Organen S. 475, wie z. B. der Alkalien (aller?), des Phosphors, des Eisens u. e. a. zum sensiblen Systeme.

Übrigens sind des Verf. pathologische und therapeutische Grundsätze jene, welche wir als das damahlige (im J. 1811) Resultat der langwierigen Gährung, in der sich die Grundsätze und Meinungen *Fr. Hoffmann's*, hauptsächlich aber *Boerhaave's* mit den Grundsätzen und Meinungen des *Brown'schen* Systems und der Erregungstheorie, und mit den wahren Ideen und Träumereyen der vom Chemismus zum Idealismus und zur Theosophie ausgearteteten Naturphilosophie befanden, und zum Theile noch befinden, ansehen können, und welchen wohl heute jeder denkende Arzt im Wesentlichen huldigen wird. Ihnen zu Folge gibt es weder rein dynamische (hieher dürften doch wohl einige Affectionen der Psyche gehören), noch rein

materielle Krankheiten, — jede Krankheit besteht in einer Veränderung des Kräfteverhältnisses und der organischen (flüssigen und sogenannten festen) Materie zugleich; — nur darin liegt ein Unterschied, daß bey einigen Krankheitsformen die Kräfte früher oder mehr, bey anderen hingegen die organische Materie früher oder beträchtlicher verändert *erscheinen*. Jede krankmachende Potenz wirkt demnach auch auf das Kräfteverhältniß und auf die organische Materie zugleich verändernd, jedoch der Wahrnehmung nach in ungleichem, bald auf diese bald auf jenes in höherem Grade ein. Eben so verhält es sich mit der Wirkungsweise der Heilmittel. Obgleich die Wirksamkeit einiger mehr auf das materielle, anderer mehr auf das dynamische Verhältniß des Organismus gerichtet erscheint, so vermögen doch alle nur dadurch Heilung zu veranlassen, daß sie jene beyden Verhältnisse im Ganzen oder vorzüglich in einzelnen Theilen, d. i. den Organismus oder vorzüglich einzelne Organe — als eigens gemischte, gebildete und lebende Materie betrachtet — zweckmäßig abzuändern, somit eine andere Mischung, Bildung und eine andere Art des Lebens, und zwar bald mehr diese bald jene zu bewirken im Stande sind. Kein Heilmittel ist bloß nach dem Grade seiner Wirksamkeit zu beachten u. s. w.

Durch solche Grundsätze, zu den besten Erwartungen berechtiget, sah Rec. dem zweyten Theile, in welchem die besondere Pathologie und Therapie zu liefern versprochen ward, mit Sehnsucht entgegen, und freuet sich, den Lesern dieser Zeitschrift nun den ersten Band desselben mit der vorläufigen Versicherung anzeigen zu können; daß der dem ärztlichen Publicum längst rühmlich bekannte Verf. die Forderungen, die man an sein Unternehmen heute zu machen berechtiget ist, größtentheils erfüllet habe. Seine Absicht ist, ein zur Grundlage bey Vorlesungen dienendes Compendium der speziellen Pathologie und Therapie zu liefern. Er fühlte sich dazu aufgefordert, (Vorrede S. 3.) indem die wichtigsten über diese Doctrinen erschienenen neueren Schriften, theils wegen ihres großen Umfanges nicht zum Gebrauche bey Vorlesungen passen, wie die von *Borsieri*, *J. P. Frank*, *S. G. Vogel* und *Reil*, theils nicht vollendet sind, wie die eben genannten und die von *Hufeland*, theils sich nur auf einen Theil jener Doctrinen beziehen, wie das Handbuch von *Sprengel*, theils in Ansehung der Schilderung der Krankheiten nicht befriedigend, überhaupt an vielen Orten zu mager sind, und auch so manche Krankheiten gar nicht enthalten, wie *Hecker's* Kunst die Krankheiten der Menschen zu heilen, zumahl in Bezug auf die chronischen

Krankheiten, theils endlich andere so flüchtig, oder dürftig, oder nach so schlechten Grundsätzen ausgearbeitet sind, daß sie kaum erwähnt zu werden verdienen. Rec. dem die Förderung der wahren Heilkunst sehr nahe am Herzen liegt, hält sich für verpflichtet, zum Lobe des Verf., und zur verdienten Empfehlung seiner mühsamen Arbeit insbesondere anzuführen, daß derselbe in diesem ersten Bande die Schilderungen der Krankheiten und ihrer Behandlungsweisen nicht ohne sorgfältige Prüfung und Vergleichung der besten Vorgänger (eines *Borsieri*, *J. P. Frank*, *S. C. Vogel*, *C. Sprengel* u. a.) unter sich, und mit der wiederholt beobachteten Natur entworfen habe; daß er in Ansehung der charakteristischen Zufälle der Krankheiten, der bedeutendsten ätiologischen Momente, der wichtigsten prognostischen Sätze, der bewährtesten Curmethoden und Heilmittel in gedrängter Kürze einen größeren Reichthum von Materialien, als er in manchen weitläufigen Handbüchern gefunden wird, zusammengestellt habe; daß er frey von Vorurtheil und in keinem einseitigen Systeme befangen, sich überall als nüchternen Beurtheiler zeigt, und sich an bewährte Grundsätze und Erfahrungen hält. Wer mit der Lage der Medizin vertraut, die wichtige Bestimmung eines practischen Handbuchs wohl erwägt, der wird es dem rühmlichen Streben nach Wahrheit und nach Mittheilung von Wahrheit zuschreiben, und es nichts weniger als tadelnswerth finden, daß der Verf. so Manches zweifelhaft vorträgt, was von Anderen ohne hinlängliche Gründe für gewiß angenommen wurde, daß er, anstatt mit hypothetischen Erklärungen dunkler Gegenstände aufzutreten, lieber seine Unwissenheit offen bekennt, und daß er manche zwar von ihren Urhebern mit großem Selbstvertrauen mitgetheilte, aber eben nicht durch triftige Gründe unterstützte Hypothesen vernachlässigte. Nebstbey zeichnet sich dieser Band durch Vollständigkeit der sorgfältig gewählten besten Literatur eben so vortheilhaft aus, wie der erste Theil.

Nun zur kurzen Anzeige des Inhaltes, welcher Rec. einige Bemerkungen beyfügen will. In der Einleitung (§. 1 bis 10) werden der Gegenstand und die Grenzen der besonderen Pathologie und Therapie bestimmt, die verschiedenen Versuche der Ärzte, die so mannigfaltigen Krankheitsarten in ein vollkommenes System zu bringen, erwähnt und richtig beurtheilet, für am rathsamsten erklärt, sich bey der Eintheilung der Krankheiten vor der Hand im Allgemeinen an die *hervorstechenden sinnlichen Merkmale* oder Symptome, oder an den *Ausdruck der Krankheit* zu halten, die weiteren Abtheilungen aber nach dem Grundcharakter und den Ursachen überhaupt zu bilden,

und die für das Studium der besonderen Pathologie und Therapie bedeutendste Literatur mit einer kurzen aber treffenden Kritik angeführt. So viel sich gegen die hervorstechenden sinnlichen Merkmale, als Eintheilungsgrund der Krankheiten zu dem hierüber schon Gesagten und Geschriebenen noch hinzu fügen ließe, so stimmt doch Rec. und gewiß jeder Arzt, der dieses Gebiet genau kennt, dem Verf. bey, daß es bey so äußerst beschränkter Einsicht in die *Natur* der Krankheiten wohl noch am besten sey, sich an den *Ausdruck* derselben zu halten. Nur vermifft Rec. ungerne die Angabe jener Eintheilung, welcher der Verf. in diesem Werke selbst folgen wird, und welche doch wohl hier hätte vorausgeschickt werden sollen.

In dem vorliegenden Bande werden einstweilen drey Classen aufgestellt und abgehandelt.

Die erste Classe enthält (§. 11 bis 99) die *Fieber*. Hier wird im ersten Capitel von dem Fieber überhaupt, im zweyten von dem einfachen Reizfieber, im dritten von dem einfachen entzündlichen Fieber, im vierten von dem Typhus, den er auch asthenisches Fieber nennt, und im fünften von dem Wechselfieber gehandelt. Ohne sich in eine Definition des Fiebers (welche doch nicht ganz hätte umgangen werden sollen) einzulassen, gibt der Verf. bloß die Zufälle an, aus denen man, wenn sie im kranken Zustande, zumahl in Verbindung, vorkommen, auf seine Gegenwart sicher schliessen kann: *Veränderung der Temperatur* (Schauer, Frost und Hitze) und *Veränderung des Pulses*; welcher nämlich schneller und häufiger ist als der natürliche; — außerdem noch *Mattigkeit* in Ansehung aller willkürlichen, besonders der Muskular-Verrichtungen, *Veränderung der Absonderungen*, welche besonders die Haut, die Nieren, und das gastrische System betrifft, endlich *periodische Zu- und Abnahme der Zufälle*. Und nachdem er (§. 17) die bemerkenswerthen ältesten und neuesten Meinungen über die sogenannte nächste Ursache (richtiger die Natur oder das Wesen) des Fiebers kurz angeführt hat, äußert er sich über diesen dunkeln Gegenstand nur folgender Mafsen: »Daß indessen das Fieber hauptsächlich im Gefäßsysteme, zumahl in den Arterien, seinen Sitz hat, und daß besonders im Zeitraume der Hitze absolut oder relativ vermehrte Thätigkeit dieses Systems dabey Statt finde; dafür stimmen offenbar seine Erscheinungen; wiewohl übrigens die Sensibilität und Bildungsthätigkeit überhaupt ebenfalls mit leiden. Auch möchte zugleich eine Verstärkung des thierisch-electrischen oder galvanischen Processes zum Grunde liegen, wie wenigstens besonders aus dem nicht ohne Grund angenommenen großen Einflusse der galvanisch-

vitalen Action auf die Erzeugung der thierischen Wärme abzunehmen ist.« — Allgemeine, die Einsicht in die Natur des Fiebers leider noch keineswegs gewährende, Andeutungen, deren Werth in der vorzüglichen jedoch nicht alleinigen Berücksichtigung des Circulationssystems besteht. Rec. legt eben so viel Gewicht auf die sogenannte Bildungsthätigkeit und somit auch auf Veränderungen der Säfte, die bey dem Fieber gewiß eine wesentliche Rolle spielen.

Wenn der Verf. das einfache Reizfieber von dem einfachen entzündlichen Fieber trennt, woraus man schliessen muß, daß von ihm beyde als besondere Arten angesehen werden; so hat er zwar das Ansehen eines *R. A.* und *J. G. Vogel*, eines *Burserius*, *Elsner* und *Hufeland*, dann den Umstand für sich, daß durch eine vorangeschickte besondere Betrachtung des einfachen Reizfiebers (Reizungsfiebers) die Erklärungen und Beschreibungen aller Fieber erleichtert werden: allein beyde sind gleichen Wesens; beyde werden durch die nämliche Anlage begünstigt, durch die nämlichen Gelegenheitsursachen veranlaßt, beyde äußern sich durch die nämlichen Erscheinungen, verlaufen auf gleiche Weise, erheischen die nämliche Behandlungsart, und aller Unterschied, den man zwischen beyden machen kann, beruhet bloß auf unwesentlichen Momenten: auf dem gelinderen Grade und der kürzeren Dauer (1 bis 4 Tage) des ersteren. Übrigens ist die Beschreibung von beyden eben so gedrängt und wahr, als die angeführte Behandlungsweise der Erfahrung entsprechend.

Unter Typhus versteht unser Verf. §. 42 mit mehreren neueren Schriftstellern, von *Hildenbrand* ausgenommen, im Allgemeinen ein Fieber, wobey die Verrichtungen des Gefäßsystems höchstens beschleunigt, intensiv aber nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert sind, und womit insbesondere Schwäche der Bildungsthätigkeit verbunden ist, dagegen die Äußerungen der Sensibilität dabey bald erhöht, bald vermindert seyn können.

Er theilt §. 45 den Typhus nach dem dabey Statt findenden Grade der mehr oder weniger allgemeinen Schwäche in den gelinden und heftigen; nach dem gleichzeitigen Zustande der Sensibilität, oder der damit verbundenen Verderbnis der Materie in den mit erhöhter, mit verminderter Sensibilität (irritabler, torpider Schwäche), und in den faulichten Typhus; nach dem Verlaufe in das hitzige oder schleichende Nervenfieber; — welche insbesondere kurz und treffend beschrieben werden. Der Schluß der vom Hrn. Prof. von *Hildenbrand* im ersten Theile seiner *Rat. med. etc.* angefangenen Betrachtungen über die Nervenfie-

ber konnte dem Verf. noch nicht bekannt seyn; er würde die daselbst *P. II. p. 214* aufgestellte, aus richtiger Naturbeobachtung geschöpfte Unterscheidung des Nervenfiebers in ein einfaches und typhöses, wodurch dieser bisher dunkle Gegenstand in ein helles Licht gesetzt wird, gewiß für wahr anerkannt und benützt haben. Die Behandlungsweise, welche theils auf Vorbauung, theils auf Heilung der angeführten Unterarten des Typhus, auf Hebung dringender Zufälle, und auf Unterstützung der Krisen und der Reconvalenscenz gerichtet seyn muß, ist auf geläuterte Grundsätze und rationelle Empirie gestützt. Für Studierende und junge Ärzte falscher wird die Therapie einer jeden Krankheit, wenn, wie bey *Hecker*, die besonderen Heilanzeigen herausgehoben werden, und angegeben wird, wie jede für sich zu erfüllen ist.

Das Wechselfieber sammt der gegen jede seiner Modificationen erforderlichen Therapie und den gerühmten Fiebermitteln ist (§. 67 bis 99) bündig und vollständig abgehandelt. Vergebens aber hoffte Rec. auch hier einen näheren Aufschluß über die Natur desselben zu finden.

In der zweyten Classe, welche die Entzündungen begreift, sind (§. 100 bis 375) besondere Capitel der Entzündung überhaupt, und den wichtigsten einzelnen Entzündungen gewidmet. Auch hier enthält sich der Verf., über die Natur der Entzündung ein entscheidendes Wort auszusprechen, sondern begnügt sich §. 105 wenigstens in vollkommenen oder activen Entzündungen auf eine grössere Thätigkeit der Haargefäße, und erhöhte Empfindlichkeit des leidenden Theiles, mit Anhäufung und durch vermehrte Oxidation bedingter grösserer Dichtigkeit und Gerinnbarkeit des Blutes hin zu deuten.

Die Entzündung beschreibt er (§. 100) als »eine Krankheit, welche sich durch hellere oder dunklere Röthe, Hitze, Geschwulst und Härte, so wie einen bald drückenden, bald stechenden, klopfenden, bald brennenden u. s. w. Schmerz und gestörte Verrichtung des leidenden Theiles auszeichnet, und womit sich gewöhnlich, wenn sie nämlich irgend bedeutend ist, oder in nicht unempfindlichen Theilen ihren Sitz hat, ein Fieber verbindet.«

Bey den Eintheilungen der Entzündung (§. 103) nach theils zufälligen, theils wesentlichen Verschiedenheiten wird unter andern gesagt: »die bedeutendste Eintheilung der Entzündung ist die auf ihren allgemeinen Charakter sich beziehende in *sthenische* (active, *infl. sthenica, activa, vera, genuina*), und in *asthenische* (passive, *infl. asthenica, typhodes, nervosa, putrida, maligna, spuria*).« So spricht man seit *Brown*, ohne daß man

doch den Begriff beyder genau und deutlich auseinander gesetzt, und noch weniger das Unlogische in den gewöhnlichen Bestimmungen aufgefaßt und erwiesen hätte. Dieses zu thun, wäre gewiß ein einer eigenen Abhandlung nicht unwürdiger Gegenstand. Rec. muß sich jedoch hier nur darauf beschränken, auf den Widerspruch, welcher in der Benennung, *asthenischer Entzündung*, und in der vom Verf. §. 103 S. 120, so wie von einigen Vorgängern, gemachten Bestimmung der *trägen asthenischen Entzündung* liegt, aufmerksam zu machen. Hier gilt die *Brown'sche* Dychotomie nichts; die Entzündung, sie sey der Äußerung nach noch so ungleich, kann (wie auch *Ph. Walther* bereits angemerkt hat) dem Wesen nach nur eine seyn. Gehört Sthenie der Entzündung wesentlich an, so kann ihr nicht auch ihr Gegensatz, Asthenie, wesentlich zukommen: und legt man ihr dennoch beyde bey, so springt es einem jeden mittelmäßigen Denker in die Augen, daß man dem Äußeren nach ähnliche Dinge für durchaus gleiche, folglich auch etwas, was nicht Entzündung ist, sondern nur zu seyn scheint, wirklich für Entzündung gehalten haben müsse. Und so verhält es sich. Jene Krankheitsformen, welche man in die Reihe sogenannter asthenischer Entzündungen zieht, sind theils wirkliche Entzündungen, welche den Begriff von Lebensschwäche des entzündeten Organes während der Dauer der Entzündung durchaus ausschließen; wie die, welche der Verf. §. 103, S. 119 als hitzige oder *lebhaft asthenische* beschreibt; theils solche Zustände, die bloß einzelne Zufälle mit der Entzündung gemein haben, und dadurch sich dem Äußeren einer Entzündung mehr weniger nähern, wie jene, welche vom Verf. eben daselbst S. 120 *träge asthenische*, passive, unvollkommene Entzündungen genannt werden.

Die Betrachtung der Individuen, welche zu entzündlichen Krankheiten, und der Organe, welche zu Entzündungen vor anderen eine Anlage besitzen, die Erwägung der Wirkungsweise Entzündung veranlassender Schädlichkeiten, die Auffassung der wesentlichen Erscheinungen, des Ganges, der Wirkungen und Folgen der Entzündung, und diesen gegenüber die Betrachtung der gegen Entzündung nützlichen Heilmethode und Mittel, geben dem Rec. die Überzeugung, daß bey Entzündung gerade das Gegentheil von Asthenie in dem entzündeten Organe obwalte. Denn, um in Kürze bloß auf die wesentlichen Erscheinungen bey einer Entzündung hinzudeuten, was bezeichnen erhöhte Thätigkeit der Arterien und der Kapillargefäße, grössere Plasticität des Blutes, erhöhte, und in sonst unempfindlichen Theilen jetzt entstandene Empfindlichkeit,

lebhafteres Gemeingefühl mit höherer Temperatur wohl anders, als ein über den gesundheitsgemässen Grad gesteigertes Leben des Organs, vorzüglich eine zu rege, über die gesundheitsgemässen Grenzen hinaus strebende Bildungsthätigkeit desselben? — Diesem nach ist eine ästhetische oder passive Entzündung in dem gewöhnlichen Sinne genommen ein Unding.

(Der Beschlufs folgt.)

Reisebeschreibung.

Rhapsodische Briefe auf einer Reise in die Crimm und Turkey, von *Kosmeli*. Erster Theil. Halle bey *Johann Jacob Gebauer* 1813, 302 S. in 8. (d. L.)

Der Rec. will bey Beurtheilung dieser Briefe, die als eine Warnungstafel für die Kritik auf einem besonderen Blatte vorgedruckte Stelle *Sterne's*: »dafs Schriften, welche unterhalten oder aufheitern, wie immer kühn und frey, wenn sie keinen andern Zweck haben, nicht mit der Strenge eines Methodisten beurtheilt werden sollen« nicht unbeachtet lassen. Sie sind der Ergafs sprudelnden, satyrischen, humoristischen Witzes, der wirklich mit grosser Kühnheit und Freyheit Alles was ihm auf dem Wege aufstößt, mit scharfer Lauge übergießt, und sich wahrhaftig nicht die Belehrung sondern nur die Unterhaltung seiner Leser zum Ziele gesteckt hat. In dieser Hinsicht mag es diesen fast gleichgültig seyn, ob die Reise, wie in diesem ersten erschienenen Bändchen, durch die Crimm, und durch die Turkey, oder wie in dem nächsten versprochenen durch Georgien, Norwegen, Schottland und England geht. Das Interesse derselben entlehnt wenig oder nichts von dem der durchreisten Länder, sondern springt einzig und allein aus dem Witze und der Laune des Verfs. hervor, die überall und meistens grade in dem unfruchtbarsten Boden die reichste Ernte halten. Würste der Rec. nicht mit Gewifsheit, dafs der Verf. die Länder, wovon er in seinen Briefen spricht, wirklich gesehen, so wäre erster eine Zeitlang in Zweifel gestanden, ob zweyter nicht vielleicht die nächste beste Reisebeschreibung dieser Gegenden hergenommen, um an solchen Faden seine Rhapsodien anzureihen; aber ungeachtet der überzeugendsten Gewifsheit, dafs die Reise mit den angegebenen Bestimmungen des Orts und der Zeit wirklich Statt gefunden, war der Rec. lange unschlüssig, ob er die Beurtheilung derselben nicht dem Redacteur des ästhetischen

Faches abzutreten im Gewissen verbunden sey, indem diese reisebeschreibenden Briefe sich ihrem Inhalte nach weniger an die einer *Lady Craven* und *Montague*, als an die Reisen *Thümel's* und *Sterne's* anschliessen. Der Verf. ist ein Geistesverwandter *Jean Paul's*, der sich hier nicht in der Romanenwelt, sondern in der wirklichen herumtreibt. Mehrere äußerst genialische Ausbrüche des Witzes, und manche sehr schöne Beschreibungen von Naturscenen erinnern unwillkürlich an *Jean Paul*, ohne (und dieß scheint uns das grösste Lob das wir ihnen ertheilen können) deshalb durch die Vergleichung oder an selbst geprägter Originalität etwas zu verlieren. Ein Paar ohne Wahl ausgehobene Stellen mögen diesem Urtheil zu Belegen dienen. Z. B. »Aber nun schlagen Sie auch Ihre geistvollen Augen auf, und betrachten Sie mit mir den grossen *Caucasus* und seinen alten Schnee aus den Zeiten des *Prometheus* und der *Medea*; verlieren Sie sich mit mir in dem unaussprechlichem Gemälde, wenn die Sonne hinter dem *Elbrus* hinab sinkt, und seinen mächtigen Schatten in die Lüfte wirft, der Nachstrahl ihrer Glorie in tausendfarbiger lichter Lohe durch den Himmel jauchzt, wie stufenweise in den nach und nach erglühenden Wolken emporsteigt, einzelne Schneespitzen mit einem brennenden scharfen Saum wie von geschmolzenem Golde berändert; und mit immer mehr verblissenden Lichtern, zuletzt mit seinen Rosenlippen den flüchtigen Abschiedskufs auf die Lilienwangen der höchsten Gipfel drückt und verdämmert. — Wenn die Abendröthe in purpurnen Cascaden die waldigen Berge herabstürzt, und sich im dunkelnden Thale birgt, wenn der verwegene und steil emporsteigende Schneegipfel des *Kasbock*, der dort in einer Schlucht hervortritt, in ihren Flammen wie eine Eisenmasse in die düstern Lüfte hinaufglüht, der an hohe Felsen angelehnten überdauerten dämmernden Stadt ganz nahe in dunkel brennender Blutfarbe geheimnißvoll wie ein Zornzeichen des Himmels dazustehn, und Verderben zu drohen scheint, und die vorüberwandernden Wölkchen sich einen Augenblick in den Gnadenstrahl des Monarchen der Lüfte, wie in ein Luftbad tauchen, bis die heranziehende schwere Wetterwolke sein stolzes Glorieumgebenes Titanenhaupt verhüllt, und wie feindseliges Verhängniß grosse Menschen mit ihren Donnerkeilen umschleudert.«

Nicht minder poetisch schön, als diese Ansicht des *Caucasus* ist die der *Bogopolersteppe*: »Wenn ich Ihnen in dem Blumenmeer die Binde abgenommen, und Ihr Auge in unabsehlicher Ferne seiner Entzückung kein Ende gefunden hätte. Die Blicke wiegen sich auf Blumenwellen auf und nie-

der, bisweilen ruhen sie an hohen alten Begräbnishügeln. Das Auge unterscheidet nur dann und wann in der Nähe einzelne hollerfarbige Blumen, denen hier kein Botaniker die Blätter mit der Zange ausreißt, oder den Kelch mit dem Federmesser auftritt. Das Ganze schillert wie ein Meer, dessen lichte Oberfläche sich in ewiger Mannigfaltigkeit herrlicher Farben bricht. Man sieht die reichste vollste Symphonie auf dem Farbenclavier ausgeführt, von der Hand des größten Virtuosen, von der Hand der Natur. Hefet man die Blicke auf einzelne Blumengruppen, so hat man gleich ein wohlgewähltes, wohlgeordnetes Bouquet. Jeden Augenblick reichte mir die Natur den lieblichsten und aufrichtigsten *Selam*. (*Selam* unrichtig für Blumenstrauß nach *Lady Montague*) u. s. w. Von sonderbaren humoristischen Vergleichen, wie die folgenden strotzt das Ganze: Das gewöhnliche Geschrey eines jungen Büffels kann füglich mit den verdrossenen Tönen eines feisten Hypochondristen verglichen werden, der sich bey Halsweh mit Oxy-mel gurgelt. — Und nun sehen Sie bey Gelegenheit einem Puterhahne zu, wenn er sich über eine Hecke herüberarbeitet. Welche gewaltige Anstalten! welche Höhenmessung! welches oft misglückte Ansetzen! Sie glauben den leibhaftigen Pegasus des Herrn *Boileau* und seine »*docte et sainte ivresses*« zu sehen. — Sehr übel aber nicht unverdient kommen die griechischen Damen von *Pera* und von *Fanar* zu Constantinopel mit ihrem Anzuge und mit ihrem *Tandur* zu Theil. »An diesem bringen die Damen die eine Hälfte des Winters zu, die andere im Bette. Unter einem viereckigen Tisch am Diwan befindet sich ein Becken mit glühenden Kohlen. Unter die bunte Decke womit der Tisch überhangen ist, bergen die Damen den halben Leib, und die Hände auch, da sie in der Regel nichts arbeiten. Sie verstecken also die Füße wie die Chineserinnen, und gleichen zwar den Paradiesvögeln aber nicht den Sirenen, weil ihre Haltung des Oberleibes nicht geziert genug ist, und um ihrer Stimme willen der *Argonaut Butes* wohl schwerlich ins Meer gesprungen seyn würde. Sie gehen gebückter, als die empfindsamsten Pensionsmamsellen. Man sollte fast auf den Gedanken gerathen, sie suchten Veilchen und vierblättrigen Klee, oder witterten Orchiden und Trüffeln. Sie merken wohl, wie interessant und schmachkend man sich auch hier machen will. — Ach, und die weiße Priesterkappe, mit der Troddel auf der Zirbeldrüse, und der kunstreiche Judithszopf, der wie ein Kranz die Schläfe umringt, und der tuchene Ausgehmantel mit den viereckigen Kragelappen auf dem Rücken, der bis in die Kniekehlen herabhängt, und wahrscheinlich zu Inscriptionen bestimmt ist, und das liebe von einem

Shawl umwickelte Haupt — nein! wie einem das alles zusetzt! — In der Unförmlichkeit der Gestalt scheint ordentlich eine mystische Grazie zu liegen. Und ihr allerliebster griechischer Tanz, wahres breitschreitendes Bärengehüpfe und ruckweise die Mänadentollheit, das Bassaridengerenne in die Runde, als wollten sie sich die Stirne an den Wänden einstossen. — Die griechischen Damen aus *Fanar* lassen die zierliche Haarflechte (derer von *Pera*) zu ersetzen, von allen Seiten eine Hülle glatt gekämmter Haare herunterhängen, von denen gewöhnlich der größte Theil erhandelt ist. Sie sind portentos umhaart wie Cometen. In diesen Absalonsperücken müssen sich Fledermäuse auf jeden Fall leichter fangen wie Liebhaber. — Aus dieser Stelle sieht man, daß Hr. *K.* den Neugriechinnen eben nicht sehr gewogen ist. Ihren Männern ist er es nicht mehr, wie dieß die Tirade die er einem Griechen in Chios in den Mund legt, beweiset. Diese Strafrede auf die heutigen Griechen, und der sechste Brief über die Vortheile des Reisens sind die beyden ernstesten Stücke des Ganzen wider deren Wahrheit der *Rec.* auch Nichts einzuwenden hat.

Schöne Wissenschaften.

Religions-moralische Schau-Bühne zur Erbauung und Erheiterung. Von *Ignaz Lindl*, Pfarrer. München 1812. Mit einem Titellkupfer, zur *Genoveva* gehörig. Vorrede IV.

Der Verf. sagt in der Vorrede: »Vorliegende Schauspiele wurden auf dem Lande zur Ergötzung, Rührung und Erbauung vieler bey Gelegenheiten öffentlicher Kinderprüfungen und Preisvertheilungen, meistens von Werk- und Sonntags-Schülern, nur in Wenigem verändert, mit Beyfall aufgeführt.« Ferner bemerkt er, daß alles, was von Philosophie für gebildete Leser darin vorkommt, bey der Aufführung für das Landvolk wegbleiben kann, und sagt dann: »Zweck hat dieser kleine Versuch keinen ändern, als den der Erbauung und Erheiterung; und sollte er ihn bey seinen Mängeln nicht erreichen, so bleibt dem Verf. wenigstens der Trost, das Edelste und Heiligste an Menschen (Religion und Moralität) in seinem höchsten Werthe gelassen zu haben, das so manche Schauspiel-Dichter zu thun nicht in Acht nahmen, oder als Welt-Tongebener nicht in Acht nehmen wollten.«

Der Band enthält drey Stücke:

1. *Der Sieg der Religion*. 62 Seiten, Ein Dra-

ma in drey Acten mit Gesang. Schon die Erklärung des Verfs, schließt die Erwartung aus, daß man hier Erzeugnisse von großem dichterischen Werthe zu erwarten hat, dieß hält sich vielmehr in dem engen Kreis des Familiengemähltes, mit grellem Gegensatze der Bosheit und der Vortrefflichkeit. Das Stück spielt in Bulgarien, theils im Lande der Warnatten, theils in Sophia, der Hauptstadt der Bulgaren. *Taramund* hat seinem Sohne die Regierung übergeben, und ihn durch einen Eid verbunden, die christliche Religion zu schützen; aber die Überredungen eines Ausbunds von Schlechtigkeit, des *Gozirand*, Priesters des Jupiter, bringen den jungen König zum Abfall, zur Ermordung des christlichen Priesters und eines Bruders, zur Ermordung seines jungen erstgeborenen Knaben, zur Verstofsung seiner Gattin und Tochter, zum Willen seinen Vater und seine Schwester zu ermorden, dagegen ihm auch von dem Götzenpriester der Tod und Sturz der ganzen Familie zugedacht wird, Alles vernichtet aber der noch lebende *Taramund*.

Wir glauben wohl, daß dieß Stück, mit seiner Moralität und seinen Reden über Christenthum auf einen Haufen Landvolk, ja auch auf andere Personen, einen Eindruck machen kann, da es überdieß eine Sittlichkeit und Reinheit einerseits bewahrt, wenn auf anderer Seite das Laster auch übermächtig gräßlich erscheint. Die Schreibart ist sehr nachläßig, wie folgende Stellen bezeugen können. S. 9 (von einer todtscheinenden) wir wollen versuchen, »ob wir sie nicht mehr zu Rechte bringen.« S. 13 seines Tages machte er ihm weifs.« S. 27 »wenn ich dir gut zu Rathe bin.« S. 32. »fast will es mich gereuen, mit der Fürstentochter der Miloten, die von jeher Feinde meines Hauses waren, angebunden zu haben.«

II. *Genoveva, oder die Leiden der Unschuld*. Ein Schauspiel in zwey Aufzügen. 40 Seiten. Nach der großen, leider nicht darstellbaren, trefflichen Bearbeitung *Tiecks* und der in manchen Stellen nicht minder gelungenen, aber von der göttlichen Weihe, der religiösen Durchdringung weit entfernteren Arbeit des Maler *Müller*, welche ebenfalls undarstellbar auf der Bühne ist, tritt diese dritte auf, an innerem Gehalte, an äußerer Ausdehnung (wie schon die geringe Seitenzahl zeigt) hinter jenen beyden weit zurückstehend, aber zur Darstellung sehr wohl geeignet. Auch die Zahl der Personen ist geringe, nur: *Genoveva*; ihr Kind mit (von) sieben Jahren, *Siegfried*, *Golo*, *Siegfrieds* Burgverwalter; *Wolf*, *Siegfrieds* Waffengeführte und Dienstmann; *Heinz*, *S's*. ehemahliger Stallmeister; *Bertha*, die Tochter eines Thurmwächters; *Heinzens* Kinder. u. s. w.

Das Stück beginnt mit der Feyer des Anden-

kens der *Genoveva* durch *Heinze*. Alle die früheren Schreckensauftritte fallen weg, der Verf. hatte die richtige Ansicht, daß ein jeder seiner Hörer die Legende der *Genoveva* kenne, er uns also die Gräuelszenen, wodurch ihre Verstofsung begründet ward, verhüllen könnte. Sie ist im Glauben der Landleute, ihrer Unterthanen todt, *Golo's* Schändlichkeiten durchschauen alle, *Siegfried*, seit sechs Jahren nun abwesend, ist noch immer nicht zurückgekehrt, das Gerücht seines Todes verbreitet, als er erscheint. Schon ahndet er, durch *Wolfs* Reden aufmerksam gemacht, die Schändlichkeit *Golo's*; *Heinze's* Worte bestätigen sie, ein Brief von *Genoveva*, den er — freylich etwas sonderbar, nach sechs Jahren noch, — in ihrem Wohnzimmer findet, belehrt ihn, daß sie ihm schrieb, aber daß sie klagt, keine Briefe von ihm erhalten zu haben; der Brief *Genoveva's* vollendet die Gewisheit, der gefesselte *Golo* gesteht alles ein, und *Siegfried* eilt in den Wald an die Stelle, auf welcher, nach *Golo's* Aussage, *Genoveva* ihr Leben verlor. So endet der erste Aufzug. Der zweyte enthält recht freundliche Reden der Mutter mit ihrem Kinde; *Siegfried* findet sie durch die Hirschkuh, die er den Klauen eines Wolfes entreißt, und selbst mit Mühe von diesem durch *Heinze* gerettet wird. Findet *Genoveva*, die ihm erzählt, wie sie am Leben erhalten worden, und mit den tröstenden Worten schließt: »Leidende Unschuld, vertraue der Leitung des Ewigen, dulde, und sich unter dem schweren Drucke der Entscheidung muthvoll entgegen.«

Das Ganze ist recht freundlich und wird seinen Endzweck nicht verfehlen: zu bessern, zu erbauen, zu rühren. Die Sprache ist reiner und edler, als im vorigen, und wir können es daher wohl empfehlen.

III. *Gumal und Lina* fehlt in dem Exemplar welches wir erhalten haben, weshalb wir, da dieses Stück auch einzeln verkauft wird, einem andern die Anzeige aufbehalten müssen, indem wir, bey dem lauen Verkehr der Buchhandlungen, wohl schwerlich hoffen können, unser Exemplar zu vervollständigen.

Bg.

Polnische Literatur.

Ostanie Akademii Krakowskiej od założenia iey w r. 1347 aż do terażniejszego czasu. Krótki wykład historyczny nayiasniejszemu Panu Fryderykowi Augustowi Królowi Saskiemu

Xiążęciu Warszawskiemu etc. na posiedzeniu publicznym szkoły Głowney d. 10. May. r. 1810. podany przez J. Sołtykowicza. Vom Zustande der Krakauer-Universität von ihrer Gründung 1347 an bis auf gegenwärtige Zeiten. Ein kurzer historischer Abriss, welcher Sr. königl. Maj. Friedrich August den 10. May 1810 eingereicht worden von J. Sołtykowicz. Krakau 1810—1812, bey Gröbl. 302 S. in 8.

Unter der lesenswerthen Dedication an den König von Sachsen steht 1812 den 10. May. Unter der an denselben gehaltenen Rede der 10. Mey 1810. Diese Rede ist ein Panegyricus auf die Universität Krakau, der sie als Quelle der Aufklärung, der guten Sitten und Religiosität darstellt. Der Styl ist edel und rein. In historischer Rücksicht darf man es aber mit Lobreden nicht so genau nehmen, und die Eile hat noch den Verf. manchen Fehler zu begehen veranlaßt, indem er zum Lobe seines Gegenstandes nach allem haschte, was ihm einfiel. So erscheint auch Adam Zaluzianus von Geburt ein Böhme, der wohl niemals als *Docent* in Krakau gewesen, als ein glänzender Stern Polens. Doch diesen Verstoß und andere Fehler berichtigt der Verf. in den Noten, welche von S. 95 bis S. 632 auf diesen Panegyrikus folgen, und die Verdienste der Krakauer Professoren erläutern. Es erhellt daraus, daß die Drehpunkte dieser Verdienste Aristotelische Philosophie, Mathematik und lateinische Poesie gewesen. Aber etwas recht Großes konnte die Universität nicht leisten, da sie unter der elenden Regierung Siegmunds III die Jesuiten zu Rivalen bekam. Nun wurde nicht mehr um Kenntniß und Wissenschaft gewetteifert, sondern es kam darauf an, wer mehr in der Polemik, Mystik und in der Bekehrung der Ketzer leistete. (Rec. setzt hinzu, mehr Reliquien und Heilige besaß. Die Jesuiten hatten zu St. Peter in Krakau an 6000 Reliquien und mehrere Heiligen aus ihrer Mitte.) Die vom Könige und von den Bischöfen begünstigten Jesuiten erhielten die Oberhand, und Hr. S. schreibt ihnen den Verfall der Wissenschaften in Polen zu. Rec. gibt ihm hierin vollkommen Recht, nur glaubt er, daß deswegen Hr. S. die *Thorner Tragödie*, die hierher gar nicht gehört, nicht hier in ihrem Umfange hätte vorstellen dürfen. Auch hat der Jesuiten-Orden zumahl in den neuern Zeiten seit *Minasowicz*, *Franz* und *Johann Bohomolec* und *Naruszewicz*, wiederum manches Verdienst um die polnische Literatur. Rec. würde sonach mehr der elenden Regierung des im Zorne des Himmels 40 Jahr regierenden Siegmund III. als

den Jesuiten überhaupt, die Schuld beygemessen haben. Aber dem sey, wie ihm wolle, interessant ist die Freymüthigkeit des Verfs. mit welcher er den Verfall der Wissenschaften in Polen bis unter *Stanislaus August* 1763 schildert; auch verschweigt er die Mängel der Einrichtungen der Erziehungs-Commission von 1775 nicht, so wie der Reformation der Universität von 1777. Was seit 1809 geschehen ist, davon sagt der Verf. nichts. Von den unter der österreichischen Regierung von 1794 bis 1809 getroffenen Einrichtungen auf der Universität Krakau, wird ehrenvoll und mit Achtung gesprochen. Nur bloß dieß wird getadelt, daß man mehr auf Vertilgung der polnischen Sprache, als auf Verbreitung der Wissenschaften in derselben gesehen hätte, daß sonach manche gute Anstalten dem Polen weniger nützlich wurden, die ihm sonst sehr wohlthätig hätten seyn können. *) Die sehr gelehrten Noten des Hrn. Verfs. sind ein wahrer Schatz von bibliographischen Nachrichten, ein Pendant zu *Janockis* Schriften. Die Quellen woraus der Verf. geschöpft hat, sind *Radyminski's* (*Martin*) Schriften. *Fasti* 1658. *Annales Universitatis Cracoviensis* 1660, welche handschriftlich auf der Bibliothek der Universität in Krakau existiren. Sodann eine Menge kleine Schriften, die er mit eisernem Fleiße benutzt hat. Manchmahl hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. das bekannte aus *Janocki* nicht wiederholt hätte. Doch ist es auch oft angenehm, alles bey einander zu finden. Rec. kann auch nicht unbemerkt lassen, daß bis 1777 wenige Ärzte ausgenommen, alle Professoren in Krakau von geistlichem Stande waren, daher man auch die ganze Universität als eine Art Orden (*Xiąża Akademicy*) betrachtete, und daß daher eine Art Mönchsgeist entstand, der den Wissenschaften nicht hold seyn konnte.

*) Der gerechte Beurtheiler wird nicht unbeachtet lassen, daß die Entfernung der Nationalpolen, die lieber sich in den Stand von emeritirten Professoren setzen lassen, als fortdociren wollten, die Regierung wohl nicht wenig gehindert haben dürfte, in Krakau so wie auf andern österreichischen Universitäten außer Deutschland zu handeln, wo man auf die Nationalsprachen allerdings Rücksicht nimmt, außer wo die deutsche schon so überhand genommen hat, daß die Nationalen ihrer eigenen Muttersprache nicht mehr mächtig sind, welches nachdes Rec. Ansicht dem Staate nichts weniger als erspriechlich seyn dürfte, da die Verschiedenheit der Nationalität nicht selten die festeste Stütze der Monarchien zu seyn pflegt. i.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 75.

Freitag, den 17. September

1813.

Geschichte.

Kaiser *Ludwig IV.*, oder der *Bayer*. Eine von der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München den 12. October 1812 gekrönte Preisschrift von *Conrad Mannert*, königlich bayrischem Hofrath, Professor der Geschichte zu Landshut, und ordentlichem Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München. Landshut bey *Philipp Krüll*, Universitäts-Buchhändler, 1812. Vorrede VIII, das Werk 540 S.

Höchst preiswürdig sind die Bemühungen der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften, durch aufgeworfene Preisfragen die vaterländische Geschichte aufzuklären, und den Charakter und die Verdienste großer Männer, auf welche Bayern mit Stolz hinweist, durch gelehrte Geschichtsforscher nach Würde darzustellen. Die nützlichen Folgen, welche stets das Studium der vaterländischen Geschichte begleiten, werden auch hier nicht ausbleiben; das Gefühl für das Große und Gute wird durch die Erinnerung an die Tugenden der Voreltern geweckt, und ein reiner Sinn für das Vaterland in der Brust der Enkel erhalten werden. Möge dieser jedoch sich nicht allein auf Bayern erstrecken; möge er auch Deutschland umfassen, oder, wenigstens durch den Sinn für das allgemeine Vaterland gemildert werden; denn mit einem schmerzlichen Gefühl sieht der Geschichtschreiber Deutschlands auf die tiefen Wunden hin, welche die Politik der bayrischen Fürsten seit *Arnulph* dem Bösen bis auf unsere Tage dem deutschen Vaterlande geschlagen.

Es ist ein bedeutender Verlust für die Geschichte, daß ein so gelehrter und unermüdeter Geschichtsforscher, wie Hr. *M.*, nicht auch die wichtigen Urkunden in den bayrischen Archiven, durch
Neuntes Heft.

die allein nach dem Urtheile des Hrn. Verfs. viele geschichtliche Zweifel gelöst werden können, benützen konnte, sondern sich bloß auf das Studium der schon gedruckten Quellen beschränken mußte. Das er dieses mit großem Fleiße gethan, erkennen wir mit einem um so größern Vergnügen, je seltener Spuren von gründlicher Benützung der Quellen, besonders der aus dem Mittelalter, in den Werken vieler neuern Geschichtschreiber angetroffen werden; nur müssen wir tadeln, daß der Hr. Verf. seine Quellen nicht mit dem nöthigen scharfen kritischen Blicke gewürdigt und beurtheilt hat, den Verirrungen leidenschaftlicher und vom Parteygeiste, welcher der Geschichte stets fremd seyn sollte, geblendeter Chronisten gefolget, und dadurch zum Nachtheil sowohl der geschichtlichen Wahrheit als auch seines eigenen Ruhmes als Schriftsteller, einseitig geworden ist. Ein Haß gegen Österreichs Fürsten bleibt sichtbar, und Ereignisse, die noch einer strengen Erörterung und Prüfung bedürften, werden als ganz erwiesene Thatsachen nachgezählt. So wird der Mordanschlag *Heinrichs von Alzey* (S. 109) geradezu eine österreichische Nachstellung genannt. Allein *Friedrichs* ganzes Leben berechtigt den Geschichtschreiber zu der Frage: War es möglich, daß dieser Fürst je einen so schändlichen Gedanken auch nur fassen konnte? Oder entspricht eine solche That dem Charakter seines Bruders *Leopold*, welchen Zeitgenossen und Nachwelt mit den Ehrennamen: die *Blume der deutschen Ritterschaft* bezeichneten? Von einem zweyten Versuche auf *Ludwigs* Leben, welchen ein Lehnsträger *Friedrichs*, der Graf *Kraft von Hohenlohe*, auszuführen versuchte, spricht *Volcmar* (S. 127). Doch mit welcher großen Umsicht muß die Chronik des *Abtes von Fürstfeld* benützt werden? Die Mönche dieses Klosters nahmen zweyen Bothen, welche der Herzog *Leopold* an seinen Bruder gesendet, die Pferde weg, und *Friedrich*, unbelehrt über dessen Anmarsch, wagte, ohne ihn mit seiner Heerschar zu erwaf-

ten, die Schlacht bey Mühldorf. *Leopold* war über den unglücklichen Ausgang derselben um so mehr betroffen, je näher er schon dem Heere seines Bruders gestanden, und *Volmar*, der damahls die Aufsicht über eine Meierey des Klosters führte, mußte gleichfalls die Schuld seiner Brüder büßen, und wurde von den anziehenden Österreichern persönlich mißhandelt. Daher fließt sein Haß gegen Österreichs Fürsten, welchen er nie genug Böses nachsagen kann; er ist auch der Einzige unter den damahligen Chronisten, der die gefangenen Prinzen, *Friedrich* und *Heinrich*, weinend zu den Füßen *Ludwigs* hinsinken läßt. Daß übrigens ein rachsüchtiger Mönch, der, hätte er in unsern Tagen gelebt, wegen seines blutdürstigen Characters ein würdiges Mitglied der *comité du salut public* gewesen wäre, seine Feinde der gräßlichsten Laster für fähig hält, weil er selbst die Tugend nicht zu würdigen versteht, ist einleuchtend und klar, und bestimmt zugleich den geschichtlichen Werth von *Volmars* Chronik. — Die Behauptung, S. 161, von den Österreichern sey, im Falle, daß *Ludwig* gefangen würde, dessen Tod beschlossene gewesen, ist durch die angeführten Stellen noch gar nicht erwiesen, und die Verwunderung *Leopolds*, daß sein gefangener Bruder noch lebe, wahrscheinlich mißdeutet worden. Der Schwur braver Krieger, das feindliche Oberhaupt mitten unter seinen Scharen aufzusuchen, und der kaltblütige Mord gefangener Fürsten sind doch zwey ganz verschiedene Dinge; der stürmische *Leopold* mochte freylich staunen, daß sein Bruder den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde der Gefangenschaft nicht vorgezogen habe. Achtung verdient daher *Ludwig*, daß er mit Edelmuth die gefangenen Prinzen aufgenommen; doch es wäre nur ein geringes Lob, von ihm zu sagen: Er sey kein *Carl von Anjou* gewesen.

Für jeden Biographen bleibt es stäts eine schwere Aufgabe, durch keine Vorliebe zu seinem Helden sich bestechen zu lassen, und unvermerkt dessen Vertheidiger oder Lobredner zu werden; bey der Preisaufgabe einer Landesakademie ist diese Klippe um so schwerer zu vermeiden, und das Werk unsers Hrn. Verfs. ist, trotz seiner Versicherung, daß man keine Lobrede gefordert, dennoch eine Art von Lobrede, wenn auch nicht im Posaunentone, wie der Entwurf des Hofraths *Wolfster* *), geschrieben, zu nennen; denn zu sichtbar sind die Bemühungen desselben, den Charakter seines Helden mit mehr verschönernden Zügen, als die Geschichte ihn darstellt, zu schildern,

*) S. *Posselt's* wissenschaftliches Magazin II. Band II. Stuch.

und an ihm Gebrechen zu läugnen, deren ihn gleichzeitige und spätere Geschichtschreiber anklagen. *Albertus Mussatus* hat daher vollkommen recht, wenn er *Ludwig* den *Bayer* voreilig und wankelmüthig in seinen Grundsätzen nennt; nicht Vernünftleleyen, Thatsachen sollen entscheiden.

Ludwig verspricht eidlich seinem Vetter dem Herzog *Friedrich* von Österreich, in Erlangung der deutschen Krone nicht hinderlich zu seyn; aufgereizt durch die Luxemburgische Partey wird er aber dessen Nebenbuhler; — in der That nur Juristen können ein solches Benehmen entschuldigen. — Eine zwiespaltige Wahl erfolgt, und ein Bürgerkrieg beginnt; doch fünf Jahre später, niedergedrückt durch den schweren Kampf, hält den Kleinmüthigen nur die Aufmunterung seiner Freunde von der Niederlegung der Krone zurück. In der Schlacht bey Mühldorf verbirgt er sich gegen die Angriffe des österreichischen Adels in einen unkenntlichen Wappenrock, während sein Gegner *Friedrich* in herrlicher Rüstung durch das österreichische Wappen kennbar an der Spitze der Seinigen sicht. Durch *Schweppermanns* Feldherrntalent und die Kriegslust *Friedrichs* von *Zollern* wird das Treffen gewonnen, und *Friedrich Ludwigs* Gefangener. Jetzt beginnet der Kampf mit dem Papste, der, seitdem er seine Residenz nach Avignon verlegte, ein Werkzeug der französischen Herrschsucht wird; die gelehrten und kraftvollen Minoriten zeigen den Weg, auf dem die Anmaßungen der Hierarchie am zweckmächtigsten zu bekämpfen seyen; *Ludwig* betritt ihn anfangs mit Muth, — um in der Folge wiederholt demüthig um Vergebung zu bitten, seine Irrthümer zu bereuen, und sie durch seine Unwissenheit zu entschuldigen. Hr. *Mannert* nennt freylich (S. 538) dieses Betragen Schlaucherei, die der Kaiser allmählich dem päpstlichen Stuhle abgelernt. Ohne seine Kräfte zu berechnen, unternimmt *Ludwig* einen Zug nach Italien, setzt ihn mit wenig Muth und Klugheit fort, läßt sich zu Rom zum Kaiser krönen, — und büsset diese Kühnheit in der Folge durch eine erniedrigende Demuth ab; er wird den Italienern verhaßt und verächtlich, und verläßt Italien beynahe als Flüchtling. Durch die Ernennung eines neuen Papstes reizt er *Johann XXII.* bis zur Unversöhnlichkeit, läßt aber seinen Klienten *Nicolaus* ohne alle Hülfe, so daß dieser, seiner Rolle müde, lieber durch öffentliche Kirchenbusse und ewiges Gefängniß das Leben von seinem Gegner erkaufte. Ein Vertrag, den *Ludwig* mit *Eduard III.* geschlossen, macht Frankreich sogleich nachgiebig; die Churfürsten, ihrer eigenen Vortheile und Rechte wegen besorgt, schliessen in Eintracht und mit männlicher Entschlossenheit zu Rense den Churverein, der alle

Anmaßungen, welche seit *Innocenz III.* die Päpste über die Vergebung der kaiserlichen Würde aufgestellt, mit einmahl vernichtet. *Ludwig* benützt die damalige günstige Stimmung der Churfürsten nicht, und bleibt wieder auf halbem Wege stehen; nur noch ein männlicher, muthvoller Schritt, und Deutschland erhält seinen Patriarchen, die Anmaßungen des Papstes werden in gesetzliche Gränzen zurückgewiesen, die Klagen, die seit Jahrhunderten das deutsche Volk führt, gehoben, und die deutsche Geschichte weiß dann schwerlich etwas von einer Spaltung in der Kirche durch *Luther*, und ihren traurigen Folgen, dem dreißigjährigen Kriege. — Auch das Bündniß mit *Eduard* gibt *Ludwig* sogleich auf, sobald *Philipp* seine Vermittlung ihm anträgt, um ihn mit dem Papste auszusöhnen, und wird aufs neue das Spiel der arglistigen französischen Staatskunst. Hr. *Mannert* legt wohl einen zu großen Werth auf die Erklärung *Philipp's*, durch die er *Ludwig* als römischen Kaiser erkennt. S. 416. »Durch diese Erklärung schnitt er sich selbst alle weitem Schritte zu dieser mit so vielen Kunstgriffen gesuchten Würde ab.« Allein auch der König von Böhmen und die Churfürsten von Trier und Sachsen erkannten *Ludwig* als den rechtmäßigen Kaiser, und stellten dennoch in der Folge in dem Markgrafen *Carl* einen Gegenkönig auf.« Bisher, fährt Hr. *M.* fort, hatte *Philipp* unter dem Vorwande des unbesetzten Reichs, angränzende Orte unter seinen Schutz genommen, hatte ein Protectorat über den *Dauphin* und andere Große des arelatischen Reichs, selbst über den Sitz des Papstes ausgeübt, hatte Ansprüche auf Italien durchzusetzen gesucht. Zu allen diesen Anmaßungen verschwand von nun an der Schein einiger Rechtlichkeit, u. s. w.« Aber wann sah denn die französische Staatskunst auf Rechtlichkeit? War sie vielleicht in den berücktigten Reunions-Kammern *Ludwig XIV.*, oder bey dem letzten Reichs-Recess zu finden? — Die Geschichte Frankreichs unter *Philipp VI.* lehret uns bloß, daß das Protectorat über den *Dauphin* und andere Große des arelatischen Reiches, ja selbst über den Sitz des Papstes fort dauerte, und die *Dauphiné*, Trotz aller Ansprüche, welche das deutsche Reich darauf machen konnte, mit Frankreich vereinigt wurde, so wie dieß bereits mit dem wichtigen Lyon, gleichfalls einer Stadt des arelatischen Reiches, unter *Philipp* dem Schönen geschehen war. Die Gründe, welche Hr. *M.* S. 414 zur Entschuldigung des aufgehobenen Bündnisses mit England anführt, dürfte ein Staatsmann wohl auch nicht triftig genug finden.

Bey diesem stäten Schwanken in seinen Entschlüssen und Handlungen war freylich dem Kaiser nicht zu helfen; zweymahl noch macht er An-

träge, die Krone niederzulegen, wiederholt demüthiget er sich vor dem Papste, und sein Kleinmuth, den er in so vielen Fällen gezeigt, sticht mit dem Heldensinne der kraftvollen *Hohenstaufengewaltsam* ab. Mit seiner Muthlosigkeit stieg der Muth seiner Feinde; viele deutsche Fürsten verloren alle Achtung für die Majestät des Throns, und erlaubten sich Schritte, welche, vom Staatsrecht als rebellisch erklärt, ihr Andenken bey der Nachwelt brandmarkten. Wie war es möglich, daß deutsche Fürsten, die *Ludwig* den *Bayer* zum Kaiser gewählt, die zu Rense den wichtigen, deutscher Fürsten würdigen Beschlufs gefaßt, sich so laut gegen *Ludwig's* kaiserliche Würde erheben konnten? Wenn man indess S. 379 die demüthigen Vorschläge *Ludwig's* kennen lernt: »Dafs er seine Handlungen gegen die Kirche bereue, seine zu Rom erlassenen Edicte zurück nehme, die Besitzungen und Rechte der Kirche vertheidigen, keinen ihrer Widersacher unterstützen, vor seiner Bestätigung nicht nach Italien ziehen und nach erhaltener Krone an dem nämlichen Tage sich aus Rom entfernen wolle;« — wenn man S. 495 wieder liest: »*Ludwig* biethet den Abgeordneten des Papstes zu Landshut aufs neue an, daß er alle seine Handlungen gegen die Kirche zurücknehme, wegen der Appellation, Absetzung des heiligen Vaters, daß er bey dem Minoritenstreite die Sache als Krieger nicht hinlänglich verstanden habe, und zu harten Ausdrücken durch den *Ulrich Groildonis* sey verleitet worden; er gesteht, die Haltung des Interdicts verboten, die Messe mit Ketzern gehört und sie geschützt zu haben, bringt seine Entschuldigungsgründe an und verspricht zur Genugthuung nach dem Auftrage des heiligen Vaters, Klöster und Kirchen zu bauen, oder auch einen Zug gegen die Ungläubigen vorzunehmen. Kurz er verspricht alles, was die Kirche zu ihrer Genugthuung für erforderlich hält;« so versteht man nicht, wie der Hr. Verf. folgende Bemerkungen S. 3 und 4 niederschreiben konnte: »Die Mittel zum großen Kampfe entwickelten sich nicht aus den äußerlichen Umständen, welche für ihn ungünstig waren, sondern einzig aus dem Innern seiner Geisteskraft, durch die Wahl treffender Maßregeln, durch das Ausharren gegen überlegene Angriffe u. s. w. Einzig diesen vorzüglichen Eigenschaften verdankte der Kaiser den glücklichen Erfolg (!) seines gefährlichen Unternehmens;« oder S. 510: »Furchtlos vor Papst und Fürsten schaltete also *Ludwig* der *Bayer* im südlichen Deutschland!!« und andere ähnliche Stellen.

Mit Stolz sagt Hr. *M.* S. 1 von seinem Helden: »Eroberer verlangte er nicht zu seyn.« Wenn *Ludwig* kein Eroberer wurde, so lag es gewiß nicht an seinem guten Willen, sondern bloß in

dem Mangel an Feldherrntalent und einer großen Hausmacht; denn an der Vergrößerungssucht eines Eroberers fehlte es ihm keineswegs, und mehrere bedeutende Länder, welche er seinem Hause zuwandte, waren widerrechtlich erworben. So belehnte er seinen Sohn *Ludwig* nach *Waldemars* Tod, mit der Mark Brandenburg, ohne auf die gegründeten Erbrechte des Hauses *Askanien* zu achten, ohne die seit *Rudolph von Habsburg* üblichen Willensbriefe der Churfürsten einzuhohlen. Noch weniger edel als deutscher Mann und Kaiser verfuhr er in der Ehescheidung der *Margaretha Maultasch* und ihres ersten Gemahls des luxemburgischen Prinzen *Johann Heinrich*; diese Einmischung in fremde Familienhändel aus bloßer Ländersucht machte auch den Kaiser bey den meisten deutschen Fürsten verhasst und wurde für ihn eine reichliche Quelle neuer Leiden und Verfolgungen.

Auch einigen andern Behauptungen des Hrn. Verf. können wir nicht beypflichten, wie z. B. S. 3. »Zu dieser großen bis auf unsere Tage wachsend fortwirkenden Umwälzung des hierarchischen Systems, hat *Ludwig der Bayer* den ersten unberechneten Stofs gegeben.« Den ersten Stofs that der listige, kräftige *Philipp IV.*; *Ludwig* dagegen machte nur Rückschritte, aufser man mußte den Churverein als sein Werk betrachten und ihm zum Verdienste anrechnen. Die Minoriten zu seiner Zeit, machten wohl die Welt mit neuen Waffen gegen die Hierarchie, und mit der großen Wahrheit bekannt: daß Kaiser und Könige, weil sie Kronen zu verlieren hatten, und deshalb nicht alles wagten, im Kampfe mit den Päpsten unterlagen; daß Mönche hingegen, deren Armuth ihr höchster Stolz war, der hierarchischen Gewalt gegenüber unbesiegbar waren. Die Geschichte aller Staatsumwälzungen bestätigt auch, daß die kühnsten Parteygänger häufig die Ärmsten aus dem Volke gewesen. In einem Kriege, in dem alle Classen der Bürger mit gleicher Begeisterung Antheil nehmen, kurz, der zum wahren Nationalkrieg erhoben worden, wird man nie Tage, wie die am *Sipythus* und bey *Pydna* gewesen, wiederkehren sehen; das unbekannt Talent wird sich mit Kühnheit emporarbeiten, auch der kühnste Eroberer alle seine Hülfquellen an der Entschlossenheit eines ganzen Volkes erschöpfen, und an dessen Kraft alle seine Entwürfe in Verzweiflung scheitern sehen.

Eben so die Stelle S. 29: »Aber *Ludwig der Bayer* erschien, und dahin sind auf immer alle die großen Entwürfe des Papstes.« Ohne das bald darauf erfolgte Schisma in der Kirche, ohne das Concilium zu Basel und die Reformation würden die Päpste, Trotz des Churvereins, auf den der Hr. Verf. hier zu zielen scheint, ihre Anmas-

sungen wieder erneuert haben. Die großen Vortheile, welche, nach der Meinung des Hrn. Verf. S. 15, dem päpstlichen Stuhle durch die Verlegung seines Sitzes nach Avignon erwachsen, können wir keineswegs als wohlgegründete Vortheile anerkennen. Zwar erreichte ein deutsches Heer den Papst zu Avignon wegen des französischen Schutzes weit schwerer als zu Rom; aber dieser Schutz wurde auch höchst theuer erkauft, und aus dem Staathalter *Christi* und dem Nachfolger des heiligen *Petrus* wurde nun ein Statthalter und Willensträger des Königs von Frankreich. Die Forderungen, welche dieser nach dem Tode *Johannes XXII* an dessen Nachfolger machte, hätten jedem Papst der kein Franzose war, den Aufenthalt in Avignon verleiden müssen, und aus der folgenden Geschichte gehet klar hervor, daß der edle *Benedikt XII.*, durch die Drohungen geschreckt, als ein Ketzer verrufen, und wie *Bonifaz VIII* behandelt zu werden, die Bannbulle seines Vorgängers gegen *Ludwig den Bayer* nicht aufzuheben wagte; zur großen Gefahr des päpstlichen Stuhles selbst, dessen Macht bey größerer Kraft des Kaisers durch die Ernennung eines Patriarchen in Deutschland äußerst beschränkt worden wäre. Daher nannten auch italienische Geschichtschreiber die Zeit, während der die Päpste zu Avignon ihren Sitz hatten, auch nur die babylonische Gefangenschaft. S. 40 irret sich der Hr. Verf. wenn er behauptet, der Herzog von Böhmen habe bis zur Vereinigung der Herzogthümer Sachsen und Bayern keinen Antheil an den Königswahlen nehmen dürfen. Schon bey der Wahl *Conrads II* erschien der Herzog *Udalrich*; *Heinrich III* und dessen Sohn folgten mehr nach dem Erbrecht, als durch Wahl, und die Söhne *Heinrichs* wurden schon bey Lebzeiten ihres Vaters durch das Zustimmen der dem Kaiser ergebenen Fürsten zu deutschen Königen ernannt, wobey gewiß die Stimme des damals so mächtigen Königs von Böhmen eingeholt wurde. Die Herzoge von Oesterreich gaben sich nicht selbst das Privilegium, ihre Juden benutzen zu dürfen, wie S. 47 der Hr. Verf. sagt, sondern sie erhielten es durch den großen Freyheitsbrief *Friedrichs I.* — *Villani's* Zeugniß S. 48 über die Armuth des Königreichs von Böhmen ist von geringem Werth; *Johann* hatte freylich nie genug Geld zu seinen Turnieren und Festen; doch welche Schätze ein König von Böhmen bey besserer Staatsverwaltung und Sparsamkeit sammeln könne, bewies *Carl IV.*; obschon Böhmen nicht die reichen Erwerbsquellen hatte, die damals Italien aus seinem blühenden Handel zog. Die Stelle S. 53: »Durch die blühendern Reichsstädte hätte dieß (Tilgung des Fehdegesetzes,) nie geschehen können, weil der

hohe Adel sie als ihren natürlichen Gegner betrachtete, und leichter die Gewaltthätigkeiten der Ministerialen, als die *immer bedenklicher werdende Gröfse dieser Städte* ertragen wollte;« ist uns nicht ganz klar; wenn die Gröfse der Reichsstädte dem hohen Adel bedenklich wurde, so war sie um so erspriesslicher für die Macht der Kaiser; was würde auch ohne den kräftigen Beystand derselben aus Ludwig dem Bayer geworden seyn? Dafs ihrer Gröfse Deutschland einen grossen Theil seiner Cultur verdanke, erkennt die Nachwelt mit Dank, und es liesse sich leicht erweisen, dafs Künste und Wissenschaften dem einzigen Nürnberg mehr als allen bayerischen Fürsten zu verdanken haben.

(Der Beschluss folgt.)

Heilkunde.

Conradi's Grundrifs der Pathologie und Therapie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen, u. s. w.

(Beschluss.)

Jedes Organ aber als Theil des Organismus ist und wirkt das, was es ist und wirkt, nur in und durch Verbindung mit dem Ganzen, welches zu Folge einer steten Wechselwirkung an seinen Krankheiten eben so Antheil nimmt, als diese nicht blos von dem Zustande des Organes abhängen, sondern zugleich durch den des Ganzen mit bestimmt werden. Wenn daher das Leben des ganzen Organismus schwach ist, wenn insbesondere die Blutbereitung und Ernährung auffallend zurücksteht, bewirken jene Schädlichkeiten, welche bey gehörig bestelltem Lebensprocesse Entzündung erzeugen würden, entweder keine Entzündung (obgleich Schmerz, Säfteanhäufung, vermehrte Wärme sich einzeln einfinden können) oder eine Entzündung, die *als solche* weder einen hohen Grad erreichen, noch lange bestehen kann, und wobey die Behandlung sich entweder auf eine blofse örtliche, antiphlogistische beschränken, oder aus einer örtlich antiphlogistischen mit einer dem übrigen allgemeinen Krankseyn angemessenen, erregenden, stärkenden u. s. w. verbunden, zusammengesetzt seyn mufs. Dafs hierin keine Ungereimtheit liege, wie wohl mancher Brownianer dem Recn. vorwerfen möchte, beweist die tägliche Erfahrung der ersten Ärzte, zu der schon Sydenham durch seinen grossen Verstand geleitet wurde, am kräftigsten. Solche Fälle von Entzündungen sind aber deswegen nicht asthenische zu nennen, weil diese Benennung aufser dem

oben gezeigten Widerspruche auch zu einer fehlerhaften Therapie derselben führen kann. Bestimmter könnten sie Entzündungen *mit allgemeiner Schwäche* (oder Asthenie) u. s. w. heifsen, denn dadurch würde der richtige Begriff doch bezeichnet, und zugleich auf die nöthige Behandlungsweise hingedeutet. —

Vortrefflich schildert der Verf. §. 104 die Modificationen, welche die Entzündung nach ihrem verschiedenen Sitze in den einzelnen Systemen und Organen, z. B. im Zellgewebe, in den fibrösen, serösen Häuten, in den Schleimhäuten, Muskelfasern, Nerven, Knochen u. s. w. darbietet. Eben so werden §. 109 — 122 die Ausgänge der Entzündung in Eiterung (*suppuratio*), Verschwärung (*exulceratio*), Durchschwitzen, Anschwellung, Verhärtung und Verwachsung, und in Brand genau beschrieben, und wird §. 123 — 145 die Kur der Entzündung und ihrer eben genannten Ausgänge von dem Standpuncte einer rationellen Empirie richtig angegeben, und dabey besonders auf den mit der Entzündung gleichzeitigen Zustand der erhöhten Bildungsthätigkeit oder Sensibilität, oder der Schwäche im übrigen Organismus Rücksicht genommen. Nur das, was §. 127 von der Behandlung der asthenischen Entzündung gesagt wird, fordert theils eine genauere Bestimmung, theils gehört es eben so wenig hierher als die sogenannte passive Entzündung wirklich Entzündung ist, wobey jedoch ein langsamer Verlauf, eine lange Dauer mancher Entzündung gar nicht geläugnet werden darf noch kann. Von der Behandlung der gallichten, rheumatischen, gichtischen, venerischen, skrophulösen Entzündung wird der Verf. wahrscheinlich beym gallichten Zustande und Gallenfieber, beym Rheumatismus u. s. w. im folgenden zweyten Bande sprechen, wie er von der Kur der sogenannten variolösen und anderer exanthematischen Entzündungen bey den Pocken u. s. w. im vorliegenden Bande spricht.

Die folgenden Kapitel (§. 146 — 377) von der Entzündung des Gehirns und seiner Häute, des Rückenmarkes, von der Augenentzündung, von der Ohrenentzündung, von der Entzündung der Speicheldrüsen, von der Zungenentzündung, von der Bräune und ihren Unterarten: der Entzündung des Rachens und Schlundes, des Kehlkopfes, des Stammes und der Äste der Luftröhre, mit besonderer Betrachtung der häufigen Bräune; von der Entzündung der Lungen und des Brustfelles, des Herzens und des Herzbeutels, des Zwerchfelles, des Bauchfelles, und vom Kindbettfieber; von der Magenentzündung, Darmentzündung, Entzündung der Bauchspeicheldrüse, der Leber, der Milz, der Nieren, der Harnblase, der Gebärmutter, und

von der Rose sind in jeder Hinsicht mit ungemeinem Fleiße und mit verständiger Benützung auch der neuesten Beobachtungen und Erfahrungen abgehandelt; nur greift das oben bey der Entzündung und ihrer Behandlung im Allgemeinen Gerügte hier überall durch. Die im ersten Theile §. 454—461 sehr gründlich auseinander gesetzte antiphlogistische Methode wird hier ganz der Erfahrung gemäß empfohlen, und der Verf. ist, wie es sich nicht anders von ihm erwarten läßt, von der Blutscheue der ehemaligen Brownianer eben so weit entfernt als von der Ausschweifung einer neuen phlogistischen Schule, in welcher jetzt die Hirnentzündungen an der Tagesordnung sind. Nächstens dürften wir wohl von dem Vorsteher dieser Schule, der den Typhus in einer Hirnentzündung bestehen läßt, vernehmen, daß das Wesen des Scharlachs in einer Schlundentzündung, das Wesen der Masern in einer Entzündung der Schleimhaut der Luftwege und der Bindehaut zu suchen sey; u. s. w.

Die dritte Classe begreift die *Hautausschläge* (§. 378 — 618) in 29 Capiteln, deren erstes von den Hautausschlägen im Allgemeinen handelt. Der Verf. nimmt Hautausschlag oder Ausschlag in einem weiten Sinne, und versteht darunter (§. 378) jeden Ausbruch auf der Haut, er mag erhaben und hervorragend, wie die Blätterchen, Pusteln, Blasen, Knoten, Hautkleyen, Schuppen, Krusten, und manche Geschwüre, oder flach und nicht durch das Gefühl, sondern blos durch Veränderung der Farbe zu erkennen seyn, wie es bey den Flecken und Mählern der Fall ist. »Er unterscheidet sie nach der gewöhnlichen Eintheilung in *feberhafte* oder *hitzige*, mit welchen beständig ein Fieber, dessen Charakter übrigens verschiedener Art seyn kann, verbunden ist, und in *chronische* Hautausschläge, bey denen kein Fieber, oder dieses nur zufällig zugegen, und deren Verlauf langwierig ist, mit der Bemerkung, daß indessen manche bald hitziger bald chronischer Art sind. Übrigens ist, was sich über so verschiedenartige Krankheiten, als es die Hautausschläge sind, hinsichtlich der Zufälle, der Entstehungsweise, der Anlage und Gelegenheitsursachen, der Vorhersagung und Behandlung im Allgemeinen sagen läßt, hier kurz angeführt. Die übrigen Capitel handeln von den Pocken und Kuhpocken, von den falschen Pocken, den Masern, dem Scharlachfieber, den Rötheln, dem Blasen Ausschlage (*pemphigus*), dem Gürtel, der Nesselsucht, dem Friesel, den Petechien, der Pest (welcher der Verf. mit *Selle*, so wie Prof. Hartmann dem ansteckenden Typhus, hier seinen Platz anweist), von den Schwämmchen, der Krätze, der Hitzblätterchen, den Schweifsbläschen, den Nacht-

blattern, dem Kleyengrinde, dem Kopfgrinde, der Milchborke, dem Kupferhandel und den Finnen, den Leberflecken, Sommerflecken, Muttermählern, dem Aussatze, den Yaws und Pians, dem Weichselzopfe, und von dem Ausfallen der Haare. Die Beschreibungen aller dieser Krankheiten sind bey gedrängter Kürze mit Deutlichkeit und möglicher Vollständigkeit, mit Benützung der besten Quellen, fremder bewährter und eigener Beobachtungen abgefaßt; von theils schon verabschiedeten, theils noch gangbaren Hypothesen über die noch unerkannte sogenannte nächste Ursache mancher derselben sind jene vorzugsweise angedeutet, mittelst welcher der Gegenstand noch am meisten beleuchtet wird; aber auch diesen ist durchaus kein höherer Werth, als welchen sie für den Practiker haben, zugestanden, darum auch die Therapie nicht auf sie, sondern überall auf rationelle Empirie gestützt. Manche aus der Luft gegriffene Behauptungen werden mit Recht nachdrücklich verworfen. Dieß wiederfährt z. B. der unwahrscheinlichen und durchaus nicht begründeten Hypothese *Reich's*, *Dachne's* u. a., daß das Scharlachfieber ein normaler Hütungsprocess sey, u. s. w. Dasselbe hätte auch die Empfehlung der *Belladonna* als Verhütungsmittel der Scharlachansteckung von *Hahnemann* verdient, von welcher er, wie von *Thuessink's* Mischung aus Goldschwefel und Calomel, §. 452; blos sagt, daß sie noch keine zureichende Erfahrungen für sich haben. Gegen manche Anpreisungen neuerer Zeit mit Grunde mißtrauisch, hat er nirgends eine Heilmethode oder einzelne Mittel vorzüglich empfohlen, deren Lob, nur erst durch einzelne Beobachtungen veranlaßt, für noch unzureichend begründet angesehen werden muß. So beschränkt er bey der Behandlung des Scharlachfiebers mit Grunde (§. 453) sowohl das gewöhnliche zu warme Verhalten der Kranken, als den von *Stieglitz* zu unbedingt und in allen Fällen empfohlenen Gebrauch der Brech- und Abführmittel; und nimmt Anstand, die, zumal unbedingte, Befolgung des aus der *Reich's*chen Hypothese gefolgerten Rathes zu empfehlen, jeden Scharlachfieberkranken, der es will, an die freye Luft gehen zu lassen, Witterung und Jahreszeit mögen seyn wie sie wollen. Das Begießen der Scharlachkranken (§. 455) und der Typhuskranken (§. 62) mit kaltem Wasser nach *Currie* und anderen bey sehr großer Hitze, trockener Haut, heftigem Irreseyn, empfiehlt er der besonderen Aufmerksamkeit und fernerer Prüfung durch Erfahrungen. *Willan* und *Nasse* haben unter ähnlichen Umständen das Waschen mit einem in Weinessig und Wasser getauchten Schwamme mit Nutzen versucht; u. s. m.

Überall zeigt der Verf. bey großer Belesenheit,

und bey genauer Kenntniß der neuesten nur einigermassen wichtigen theoretischen Ansichten, Beobachtungen, und Versuche den gründlichen Selbstdenker und den erfahrenen Practiker, der keinem einseitigen Systeme zugeschworen hat, sondern von geläuterten, und durch die Erfahrungen der besten Ärzte aller Zeiten bewährten pathologischen Grundsätzen ausgeht, diese in die Therapie überträgt, und mit Consequenz befolget, der überdiels durch Ernst und Würde, womit er alle Gegenstände behandelt, durch Übergehung aller hyperphysischen, weder die Erkenntniß einzelner Krankheiten erleichternden oder begründenden, noch die Heilung fördernden, Hypothesen, und durch vorzügliche Rücksicht auf übereinstimmende Erfahrungsaussprüche anerkannt gründlicher Ärzte auf das rühmlichste zu erkennen gibt, daß er bey seiner Arbeit die Bedeutung eines Lehrbuches der speciellen Pathologie und Therapie, welche in dem großen Einflusse auf das Gesundheitswohl von Tausenden kranker Mitmenschen besteht, ganz gefühlt habe. Um den Werth des vorliegenden Bandes, und seine vorzügliche Brauchbarkeit zu einem Leitfaden bey öffentlichen Vorlesungen ganz zu bezeichnen, kann Rec. nur noch beyfügen, daß, wenn der Verf. den zweyten Band, mit dem das Ganze beendigt werden soll, mit der nähmlichen Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet — was gewiß erwartet werden darf —, wohl jede solide Kritik nicht anstehen wird, diesem Werke unter den bisher zu gleichem Zwecke erschienenen, den ersten Platz anzuweisen.

Die diesen ersten Band des zweyten Theiles beschließenden 84 Arzneyformeln, welche sich auf die bey den abgehandelten Krankheiten angegebenen Heilmethoden beziehen, empfehlen sich durch Einfachheit, und sind in Hinsicht auf Wahl, Verbindung, Verhältniß und Gabe der Bestandtheile, und Verschreibungsweise größtentheils musterhaft. Nur über einige darf Rec. seine Bemerkungen nicht zurückhalten, und zwar: In der Formel Nr. XVII ist das Verhältniß des *Elix. acid. Haller.* (2 — 3 Quentchen) zu 8 Unc. Himbeerenswassers und 1 Unc. Himbeerensyrup's zu groß; — Nr. XVIII und in allen Vorschriften zu Aufgüssen ist die erforderliche, keineswegs für alle Substanzen gleiche, Dauer der Infusion nicht angesetzt; — daselbst so wie Nr. XIX. und LIII sind die Gaben einer Unce von *rad. valer.*, *rad. angelic.* und *vol. salv.* zu heißen Aufgüssen auf 8 Unc. Colatur unwirtschaftlichen — Nr. XXXVIII und LVI, wo es heißt: *coq. c. aqu. fontan. q. s. ad remanent. unc. sex etc.*, muß entweder noch die Dauer des Siedens bestimmt, oder anstatt des

q. s. die Menge des zum Absude zu nehmenden Wassers ausdrücklich angesetzt werden; — was Nr. XXIV die Gabe des *Moschus* von *gran. quatuor bis scrup. dimid.* betrifft, so hat Rec. in den schwersten Fällen nie über 3 Gran *pro dosi* zu verschreiben nöthig gefunden; — Nr. XXIX steht als Druckfehler *duo* statt *duas*.

Das Papier ist bey dem ersten Theile sehr schön, bey dem ersten Bande des zweyten Theiles, dagegen gering, — eine unangenehme Verschiedenheit; die Lettern sind hübsch, der Druck ziemlich rein.

Möchte der in Kürze versprochene zweyte Band bald nachfolgen! —

R — nn.

Schöne Wissenschaften.

Rhapsodien aus den Norischen Alpen. Von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld. Mit Melodien von Ignaz Brandstädter, Joseph Emmert, Benedikt Hacker, Sigmund Neukomm, Georg Schinn, Philipp Schmelz, Ignatz Thanner und Zumsteeg. Zweyte Auflage. Salzburg 1813. In der Mayer'schen Buchhandlung. XII und 212 S. in 12.

Daß diese größtentheils aus der Verehrung des Hrn. Verfs. für die Naturschönheiten Salzburgs entstandenen Gedichte bereits eine zweyte Auflage erlebten, mag nicht mit Unrecht wenigstens das günstige Vorurtheil für sie erwecken, daß sie leicht, faßlich, der Gefühlsweise des größern Publicums sich annähernd gedichtet seyen, und es läßt sich nicht läugnen, daß sich in diesem Büchelchen wirklich mehrere Lieder vorfinden, die, besonders durch die beygefügtten, nicht selten mit Zartheit und Innigkeit durchgeführten Melodien gehoben, einen gefälligen Eindruck im Gemüthe zurücklassen. Größtentheils ist aber, nach unserer Überzeugung, dieß nur bey solchen Gedichten dieser Sammlung der Fall, die, bey romanzenartiger Natur, doch nur einen geringen Raum einnehmen, und auf diese Weise kaum mehr als den Gedanken einer poetischen Situation skizzirt darstellen; denn, wo der Verf. sich in die eigentliche Romanze hineinwagen will, verliert er unter der Ausführung selbst die Idee, die ihn zur Dichtung begeistert haben mochte, und endet oft unglücklich genug, in vollendeter Gedanken-

armuth, mit Beschreibungen oder Gemeinplätzen der Balladensänger. Überhaupt scheint der Hr. Verf. noch keinen festen Punct der Empfindung oder auch seines dichterischen Strebens gefunden zu haben, und oft nur aufs Gerathewohl in's Dunkle nach Stoff zu poetischen Elaborationen hinauszugreifen, statt diesen in seinem Innern zu suchen. Er scheitert nur zu oft bey der günstigen Ausfahrt durch die eigene Unbehüllichkeit in Handhabung sogar der Mechanik, und mag es uns daher vergeben, wenn wir ihm ein ernstes und oft wiederhohltes Studium der *Lyriker*, insbesondere *Goethe's*, empfehlen.

Was indess diesen Gedichten bey aller ihrer Mangelhaftigkeit, die sie als bloße Versuche bezeichnet, dennoch den Schein der Einheit gibt, und daher nicht ohne wohlthuende Wirkung auf den Leser seyn kann, ist das, zwar beynahe nur instinktartige Streben ihres Verfs., die Natur als das Höchste aufzustellen, ihre ewig großen Formen als den würdigsten Gegenstand der Begeisterung zu wählen, und den Menschen selbst wie ihren jugendlichen Sohn darzustellen, der nur durch sie geleitet, sich selbst zu erkennen, und seine innere Ruhe zu begründen im Stande seyn könne. Wir dürfen wohl dem Verf. zu dieser Gefühlsweise Glück wünschen, die, wenn sie zur Klarheit geläutert, und dadurch Gedanke und Eigenthum seines Wesens werden wird, ihn nicht nur über die Stürme des Lebens zu heben, sondern ihn auch zum Dichter zu bilden vermag; da er, durch gegenwärtige Rhapsodien wenigstens, kaum mehr als nur den frommen Wunsch, zu diesem Ziele zu gelangen, bis jetzt verrathen hat.

Langbeins Gedichte. 1812. 390 S. in 8.

Herrn *Langbeins* Muse hat ihre Verehrer, und Gegner. Rec. gehört weder zu jenen, die ihr unbedingt huldigen, noch zu jenen, die sie schlechterdings verwerfen; nie wird er die unverkennbaren poetischen Anlagen Hrn. *L's.* ableugnen; im Gegentheile macht es ihm Vergnügen, ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können; nie aber auch werden ihn diese blind für

seine ebenso unverkennbaren Fehler machen. Viele der in dieser neuen Sammlung vorkommenden Gedichte enthalten Stellen, die den Dichterberuf ihres Verfs. bewähren, die von einem zarten und tiefen Gefühle, von einer warmen, regen Phantasie zeugen; doch leider ist diese rege Phantasie beynahe immer *regellos*; dicht neben den schönsten Blüthen drängen sich oft die widrigsten Auswüchse hervor, und, unbekannt mit der freylich wohl sehr scharfgezeichneten Gränzlinie zwischen dem Einfachen und Rohen, sinkt Hr. *L.* nur zu oft in Bildern und Ausdruck bis zum Niedrigen und Trivialen herunter, womit sich überdies noch ein sehr vernachlässigter Versbau vereinigt. Rec. glaubt dem Verf. nicht zu nahe zu treten, wenn er diese Mängel einer zu wenig sorgfältigen Ausbildung der Talente desselben zuschreibt; wenigstens weiß er sich dieselben neben dem vielen Vorzüglichen, das diese Gedichte enthalten, nicht anders zu erklären. Nicht durch possenhafte Sprünge und Wendungen unändiges Gelächter erregen, sondern durch Schönheit, Erhabenheit, oder ergreifende Wahrheit seines Gegenstandes, und das Edle seines Vortrages das Publicum zu sich hinauf ziehen, und dadurch zugleich dessen Geschmack bilden, soll jeder Schriftsteller, um wie vielmehr erst der Dichter, der sich unter allen den höchsten Standpunct (die Idee) wählt! Möchte diesen wichtigen Beruf jeder Schriftsteller gebührend erwägen, ehe er die Feder ansetzt, wie viele jener ephemeren Erscheinungen würden wegbleiben, die zu weiter nichts dienen, als durch eine kurze Zeit gedankenlose Leser zu beschäftigen, um dann für immer vergessen zu werden, und Hr. *L.* würde uns mit zwar wenigeren, aber um so gelungneren Gedichten erfreuen. Wenn *Männer von Talent*, die das Bessere allerdings leisten könnten, wenn sie es nur ernstlich wollten, durch die leidige Sucht, sich ein größeres Publicum zu verschaffen, sich verleiten lassen, die Gränze des Schicklichen und Anständigen zu überschreiten, ist es ein Wunder, wenn dann *Leute ohne allen poetischen Sinn*, durch solche Irrwische verführt, gerade auf diesen Abwegen das Wesen der Poesie gefunden zu haben glauben und die Welt mit ihren tollén Geburten unbarmherzig überschwemmen.

R — k.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 76.

Dienstag, den 21. September

1815.

Philologie.

Μῦθοι Αἰσώπειοι. *Fabulae Aesopiae e codice Augustano nunc primum editae, cum fabulis Babrii choliambicis collectis omnibus, et Menandri sententiis singularibus, aliquot etiam ineditis, recensuit et emendavit Jo. Gottlob Schneider Saxo. Vratislaviae sumtibus librar. Jo. Frid. Kornii 1812. 224 S. in 8.*

Herr Professor *Schneider*, der die alte Literatur schon mit so manchem vortrefflichen Werke, und schätzbaren Ausgaben mehrerer Schriftsteller bereichert hat, wodurch das Studium derselben erleichtert und befördert wird, hat sich durch gegenwärtige Ausgabe der äsopischen Fabeln, nebst den Fabeln des *Babrius* und den Sentenzen des *Menander*, ein neues Verdienst um dieselbe erworben. Er selbst gibt in der Vorrede S. XV, XVI zwar sehr bescheiden als den Zweck derselben an, daß sie der studierenden Jugend zum Unterricht in der griechischen Sprache dienen, und diese zugleich durch die letzte gewöhnt werden könne, sich mit dem Wesen poetischer Darstellung bekannt zu machen. *Poterunt*, sagt er, *haec omnia a me in unum corpus collecta inservire puerorum et adolescentium ingenii in graeco sermone erudiendis, variae ratione exercendis; et multo quidem commodius et rectius, quam videmus in Fabulis Aesopiis barbaro sermone scriptis, quae hucusque per scholas Europae dominatae sunt. Nec deerit occasio Babrii choliambis et Menandri sententiis ingenium juvenile investigandae et noscendae naturae poeseos adsuefacere.* Nach dem Urtheil des Recn. sind sie dieser Absicht völlig angemessen, da die gegenwärtige Ausgabe sie in einer correcteren Sprache, gewählteren Ausdruck, bessern Erzählungsart und manche auch vollständiger liefert, als die gewöhnlichen Sammlungen sie enthalten. Man vergleiche nur, um sich hievon zu überzeugen, in Anse-

Neuntes Heft.

hung der Correctheit und des bessern Ausdruckes die XXIV. F. Αλώπηξ ἐξογκωθεῖσα τὴν γαστέρα; XLII. Γεωργὸς καὶ Παιδὲς αὐτοῦ. XLIV. Βάτραχοι αἰτοῦντες βασιλεῦ. LXXXVIII. Χὴν χειροτόκος. CI. Κολοῖς καὶ σφενίς. CXIII. Ἰατρὸς καὶ Νοσῶν. CXVI. CLXXVI. CCVIII. u. a. m. In Ansehung der Vollständigkeit oder der besseren Erzählungsart vergleiche man mit den Fabeln anderer Sammlungen F. VI. Αἰγοβοσκὸς καὶ Αἴγες XX. Αλώπηξ καὶ Κροκόδειλος. XXVIII. Φένας. XXIX. Ἀνδρακτεὺς καὶ Γραφεύς. Ferner 39, 57, 85, 86, 87 und noch viele andere, und man wird dem Herausgeber gerne beypflichten, wenn er S. X sagt: *Liber Augustanus majorem fere ubique et inventionis et orationis antiquitatem praefert, cujus praestantiam jam olim praedicaverat vir in hoc genere poeseos et auctor probatissimus et jud. x intelligentissimus G. Ephr. Lessing.* Alles dies macht diese Sammlung desto geschickter auch die Beurtheilungskraft der Jugend zu bilden, und zugleich auf die Sitten zu wirken. Rec. kann sie daher in beyden Rücksichten den Lehrern empfehlen. Aber auch den Dank der Gelehrten hat sich der Hr. Professor dadurch verdient, daß er ihnen Gelegenheit verschaffte, ihre Wilsbegierde in Ansehung dieser Handschrift endlich zu befriedigen, die durch das Lob der Gelehrten, durch daraus angeführte Beyspiele schon lange ihre Aufmerksamkeit gereizet hat. Zugleich erhalten sie auch als Zugabe, die noch übrigen Fabeln des *Babrius* nebst Fragmenten, und eine neue Recension der Sentenzen *Menanders* nach drey Handschriften, deren zwey in der k. k. Hof-Bibliothek für den Herausgeber verglichen worden (die Vergleichung zweyer anderer Handschriften der k. k. Hofbibliothek, worunter die von *Hermonymus Spartanus*, ist, wie wir von guter Hand wissen, dem Hrn. Verf. nachträglich, zur Benutzung bey einer zweyten Auflage, mitgetheilt worden. Unter den Schätzen der Hofbibliothek befinden sich übrigens noch mehrere unverglichene Codices zum *Aesop*, *Menander* u. a. m.). So wie hier einige noch nicht be-

kannt gemachte Sentenzen vorkommen, so sind auch unter den äsopischen Fabeln zwey, XXXVIII und CVII, die noch in keiner andern Sammlung erzählt sind.

In den Anmerkungen gibt Hr. *Schneider* die verschiedenen Lesarten der vorzüglichsten Fabelausgaben von *Nevelet*, *De Furia*, *Hudson*, *Coray*, *Matthäi* an, und verbessert vermittest derselben mit kritischer Auswahl und Scharfsinn die Stellen, wo die Handschrift offenbar fehlerhaft ist. Eigene oder fremde Conjecturen aufzunehmen, selbst solche, die ein anderer ohne Bedenken in den Text setzen würde, ist er höchst behutsam. Z. B. Fab. 10: προβλήτης statt προβλήματος. F. 34. ἀλοδώσεις für ἀποδώσει. F. 37. λύκος statt κύως. F. 43. καθάλλασθαι für ἀλλασθαι. F. 62. ὑπὸ κόλπῳ statt κόλπῳ. F. 99. θρηνητικὸν für θεωρητικὸν. F. 206. ἀηθεύουσι für ἀλεθεύονται u. a. m. Nur eine etwas gewagte Conjectur, die aber Sinn und Grammatik zu fordern scheint, ist F. 151, wo statt ἐγχειρίσω αὐτοῖς — ἐγχειρίζω αὐτοῖς aufgenommen ist. Nebst dem bemerkt er auch den mehr oder weniger classischen Ausdruck der verschiedentlich erzählten Fabeln, den mehr poetischen Vortrag einiger, die bessere und wahrscheinlichere Erzählung, so daß er auf diese Art zugleich zur Kenntniß der Sprache, und zur Bildung des Urtheils über das Gute und Schöne mitwirkt. Der gelehrte Herausgeber hat daher dem Recn. wenig nachzulesen übrig gelassen. Jedoch um zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit er diese Fabelsammlung durchgegangen, so will er dasjenige, was er dabey angemerkt hat, nicht übergehen, wenn es auch weniger erheblich scheinen sollte, einiges auch nur auf Rechnung des Buchdruckers kommt.

In der ersten Fabel Ἀετός καὶ Ἀλώπηξ, wo *Huschke* in den *Miscell. philol. P. I. p. 6* δίκην ὑπὸ — hat, *Reiske* δίκην ὑπέλαβεν, *Coray* ὑπὸ θεῶ ἐrgänzt, findet sich in den *Reliquiis Archilochi* Leipz. 1812 durch δίκην ὑποσχέτην die Lücke ausgefüllt. F. 16 εἰ ἂν οὐκ ἄφρονας εὐρήσεις — sollte es nicht εὐρήσεις heißen? Fab. 17 scheint τὸ μέλος nach τούτῳ nöthig zu seyn, was auch Fab. 7 bey *Coray* steht, und hier vielleicht durch ein Versehen ausgelassen ist. Ως οὐκ ἀκρεπες μόνον ταῦτα (τὸ μέλος) ἀλλὰ καὶ περισσό u. s. l. Fab. 21, muß entweder ἐπειδὴ vor οὐδὲν κατέλαβον oder καὶ vor καθεζόμενοι stehen. So bey *Coray* Fab. 7. Ἄλιε, ἐξελθόντες ἐπ' ἄγρον, ἐπειδὴ πολλὸν χρόνον ταλαιπωρησάντες οὐδὲν εἶλον. κ. τ. λ. Fab. 56 ist πῶς einmahl zu viel: Πῶς δαιμόνων ἔργα τέπειν ἐπαγγελλομένη (πῶς) οὐδὲ ἀνθρώπους πείσω ἠδονήθης F. 61 würde Rec. ohne Bedenken dem προστίθης die Lesart der *Nevelet*. Ausgabe προσαναίθης vorgezogen haben. Auch das Folgende: ἀν γὰρ ὁ καιρὸς μεταλλάξῃ τὴν φύσιν, καὶ εἰς ἄλλας χεῖρας μετατρέψῃς ἔξυμάλωσθαι scheint nicht ganz rich-

tig zu seyn; *Coray* F. 80. p. 516: ἀναλώσεως nämlich τὸ χρυσίον und Fab. 82. p. 49 καὶ πρὸς ἑτέρας χεῖρας σοὶ τὸ χρυσίον ἔλθοι Fab. 79 sind Überschrift und Anmerkung der Fabel da ohne die Fabel selbst. Es ist nach *Coray* die 268 F. S. 177. Ἐμβάντες τινὲς εὐς σκάρος ἔπλεον. Γενομένοι δὲ αὐτῶν πελαγίων κ. τ. λ. F. 119 ἀλλ' ἐγώ γε ἄξια ist ohne Zweifel ἔπαθον oder πέπονθα zu ergänzen, so wie sonst öfters δίκαια ἔπαθον, δίκαια πέπονθα vorkommt. F. 159 hat die Überschrift der Fabel Λέων statt Λύκος. Fabel 161 τοὺς προσιάντας τῆς (1. τοῖς) κηρίους ἀναίρειν. F. 163 scheinen die Worte διὰ φιληδονίας in der Fabellehre ganz unnöthig, welche auch in der Ausgabe *Nevelets* und des *de Furia* fehlen. Fab. 204 verlegt darin die Wahrscheinlichkeit, daß die Schafe Eicheln fressen, welche ein Futter für die Schweine sind. Aber noch ärger ist es, daß sie auch die Kleider des Hirten fressen. Um wenigstens dieses letztere zu vermeiden, würde Rec. die Lesart der Florentiner Ausgabe διαρρήξαι, dem συγκαταφραγεῖν in jedem Falle vorziehen; der Sinn würde sich mit ἀρείλειν immer noch vereinigen lassen. Fab. 206 würde Rec. τῇ ἀληθείᾳ für ταῖς ἀληθείαις lesen. Auch ἀποτεμνόμενης δὲ αὐτοῦ τῆς ποίμνης scheint das erste Wort nicht der angemessene Ausdruck zu seyn.

Die wenigen Fabeln des *Babrius*, die aus der ganzen Sammlung von zwey, oder wie *Suidas* sagt, von 10 Büchern, zerstreut in den Handschriften sind gerettet worden, machen uns den Verlust derselben desto empfindlicher, da sie als wahre Muster der Fabelschreibart können betrachtet werden, mit Simplicität und Kürze, und doch schön und lebhaft erzählt sind; auch der Choliambe, worin sie vorgetragen sind, zu dieser Dichtungsart besonders zu passen scheint. Man lese in dieser Sammlung die 1., 2., 3., 4., 6., 11., 12., 14., 15., 16., 18. Fabel, und man wird der Behauptung des Recn. ohne Bedenken beytreten. Da diese Fabeln in den spätern Zeiten in Prose aufgelöst wurden, so kann es nicht anders seyn, als daß bey der Wiederherstellung derselben nach dem bestimmten Metrum der Vers nicht allezeit richtig ist, und der Choliambe seinen Nahmen (der Hinkende) mit doppeltem Rechte führt. Indessen scheint *Babrius* selbst sich manche Freyheiten im Metrum erlaubet, und auch in *sedibus paribus* nicht immer Iamben oder Tribra-chen sondern auch Spondäen, Dactylen und Anapästēn gebraucht zu haben, was eben nicht zu wundern ist, da schon *Hipponax*, der Erfinder des Choliambos, sich diese Freyheiten erlaubte. Sieh *Hephäst. S. 16* und *Priscianus de Metris Cornicis* p. 1327, 26, der Beispiele hiervon aus dem *Heliodoro* anführt. So auch *Babrius*, z. B. Fab. 11 V. 8.

Τὸ ζῶον οἶδὲ, παῦ οὐ, μὴ ποιεῖ, μήτορ.

Fab. 7, 4. Ο δ' ὄνος πρὸς αὐτὸν, ὅς τ' ὄν νῶτον
ἤλεγγε. (Man könnte auch
τὸ νῶτον-lesen.)

Fab. 31, 4. Ὡταν ὁ τόπος μὲ λαιδορεῖ, σὺ μὴ κυχωῖ

Fab. 12, 8. Καί τις χαριδρίου τῶν λαφροφῶρων παιδῶν.
wo Rec. doch lieber lesen würde: Καὶ τῶν λορο-
φῶρων τις χαριδρίου παιδῶν. Doch ungeachtet dieser
Freyheiten sind noch manche Choliamben übrig,
welche Berichtigung des Sylbenmasses bedürfen.
So Fab. II, 4; ist sogar der fünfte Fals ein Spon-
däus: Ταχύπερόν σε μὴ μεθεῖναι τῆν πίτιν. Denn,
Rec. ist nicht der Meinung einiger Philologen, das
die Alten die Diphthongen *αι* und *οι* bey ein fol-
genden Consonant kurz gebraucht haben. Man
könnte daher lesen: Ταχύπερον τῆν πίτιν οὐ μεθε-
μίσε. Doch auch von einem solchen Choliamben
hat *Hephästion* S. 16 ein Beyspiel:

Eis ἄκρον ἦων, ὥσπερ ἄλλαντα φύγων. —

Rec. will einige Berichtigungen des Sylben-
masses hier wagen.

F. V, 6, 7. Οἷ τι ποτὲ παρ' ὀλίγοισι ψεύδος ἦν νῦν δὲ
ἄπαντας εἰς βροτοὺς ἐλήλυθε ψεύδος.

F. VI, 6. Ἐν ὄρεσιν εὐθαλέσσι, πάντα γυνάται.

— 8. Φέρεβεις δὲ ταύτην ἀνὴρ ἐν μέσοις ἡμῶν.

— 13. Ἐγὼ δὲ πάντα περιτρέχουσα κωλύω
πάντοθεν.

In der achten Fabel sind noch mehrere Verse, die
in ihr gehöriges Mafs zu bringen sind: So z. B.
V, 2.—4 der vielleicht so zu lesen wäre: Κυνιδίου
αὐ χερῖν τι εὐρύθμωζ παῖζον oder παῖζον εὐρύθμωζ.
Doch ῥυθμὸς findet sich auch in der ersten Sylbe
kurz gebraucht in einer Stelle bey *Athenaus*.
L. 14, p. 622 S.

Σοί, Βάκχε, πάνδε μουσαν ἀγλαίζομεν.

Ἄπλοῦν ῥυθμὸν χέοντες αἰθλα μέλει.

Hier ist ῥυθμὸς in *loco impari* kurz, oder man
müßte annehmen, die Wörter wären versetzt,
und dann lesen: Ἄπλοῦν χέοντες ῥυθμὸν κ. τ. λ.

VIII, 12 lies σκύμνον θεορῶν ἀφρότητι ἐν πάση.

VIII, 19—21. Ἐσχάτου δὲ κινδύνου,

Θεράποντες ἐν μέσοισιν αὐτὸν ὡς εἶδον,

Κρανεύσι κορυναῖς ἄλλος ἄλλοθεν κρούων

Ἐκτεινον, wo auch ohne ἐσάωσαι der

Sinn vollständig und zusammenhängend ist.

X, 4. Τὸν βοῦν, τὰ σκευὴ τίς τῶ γηπέου ἄξει;

XII, 16. Ἐλεγι δὲ μισθὸν δραγματιηρόροις δώσει.

XVI, 1. Αἱ πλειάδος ἦσαν δυσκαὶ ἐν σπέρου ὄρη.

XXXII: Ἀλώπηξ καὶ Πάρδαλις.

Στικτὴ ἔκαυχάτο ποτε πάρδαλις, ζώων

Φόρειν ἀπάντων κομιλωτέρην δέβρι.

Πρὸς ἠν-ἀλώπηξ εἶπεν· ἔγω δὲ σου κρείττω.

Δορῆς ἔχω καὶ κομιλωτέρην γυνῆμην.

Die Sentenzen *Menanders* sind nach den bes-
ten Lesarten obengenannter Handschriften gelie-
fert. Die Berichtigung des Sylbenmasses in meh-
reren Sentenzen war auch hief nicht die Absicht
des gelehrten Herausgebers, wiewohl zu wünschen
wäre, das er auch darauf sich eingelassen hätte;
denn wer hätte es besser leisten können, als er,
der auch durch seine Ausgabe des *Oppian*, der
Fragmente *Pindars* und anderer Schriften bewie-
sen hat, wie sehr er mit der Prosodie der Alten
bekannt ist. Dann bieten sich auch in mehreren
Versen die Berichtigungen so leicht dar, das sie
diesem vorzüglichen Kenner der griechischen Li-
teratur nur ein Spiel gewesen wären, wenn sie
zu seiner Absicht gehört hätten, z. B.

V. 190: ἢ λέγε τι αἰγῆς κρείττων ἢ σάγην ἔχε statt
τῆς σιγῆς.

V. 121 δίκαια δράσας συμμάχους ἔξεις θεοῦς statt
σύμμαχον ἔξεις θεον.

Überhaupt hat Rec. öfters bey seiner Lectüre be-
merkt, das die christlichen Abschreiber, viel-
leicht Mönche, besonders den *pluralis* von *θεός* gern
in den *singularis* verwandelten; er würde daher
ohne Bedenken auch V. 133, 137, 108, *θεῶν* in
θεοῦς verändern.

306. μέγιστον ὄρεγ ἢς ἐστὶ φάρμακον λόγος.

312. μισῶ πονηρὸν, χερῆζον ὅταν εἶπη λόγον.

333. Νεὸς ὦν ἀκούει τῶν γεραίων ἑλέε.

351. Οὐκ ἐστὶ λύπηζ χεῖρον ἀνθρώποις κακός.

379. Ὁ Συναφάκης ἐστὶ τοῖς πέλας λύκος.

381. Πολλοὺς ὁ καιρὸς οὐ φίλους ὄντας ποιεῖ.

393. Πᾶσον βίον ζῆς, εἰ γυναικὸς ἀπέχει hat *Brunch*

v. 80. in *Poet. Gnom.* Πᾶσον βίον ζῆς, ἀγυναικία μὴ τρέ-
φης. Und so könnten noch mehrere berichtigt wer-
den, wenn es des Recn. Sache wäre, sich über et-
was zu verbreiten, was der gelehrte Herausgeber
selbst besser und schicklicher würde gethan ha-
ben, wenn er es zu seinem Zweck für nöthig ge-
halten hätte. V. 14, wo Hr. *Schneider* statt κρείσ-
σονας ἦττους oder ἦττονας lesen will, um den Sinn
zu retten, ist nach der Meinung, des Recn. statt
αὐτῆς αὐτῶν zu lesen:

Ἄπαντας αὐτῶν κρείσσονας ἀνάγρη ποιεῖ.

Die Noth macht uns besser, braver, muthiger,
tapfrer, als wir sonst oder gewöhnlich sind, sie
treibet uns an, alle Kräfte anzustrengen, und mehr
zu thun, als wir je würden gethan haben.

Rec. erlaubt sich diese Anzeige mit dem Wun-
sche zu beschließen, das dem Hbn. Prof. *Schnei-
der* recht viel Mulse und Hülfsmittel zu Theil
werden, um seinen Verdiensten um die Naturge-
schichte der Alten durch die Wiederherstellung
des *Theophrastos*, die wir sehnsuchtsvoll von ihm
erwarten, und dann etwa noch des *Dioskorides*,
bald die Krone aufsetzen zu können.

Geschichte.

Kaiser *Ludwig IV*, oder der *Bayer*. Eine von der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München den 12. October 1811. gekrönte Preisschrift u. s. w.

(Beschluss.)

Die Besitznahme von Böhmen durch *Johann von Luxenburg* kann keineswegs (wie S. 66) schwierig genannt werden. Das ganze Volk war zu sehr gegen den geizigen und kurzsichtigen *Heinrich von Kärnten* aufgebracht, und damahls voll Begeisterung für den Gemahl der Prinzessin *Elisabeth*. Wenige Unternehmungen von so hoher Wichtigkeit wurden so schnell, und mit so geringem Blutvergießen ausgeführt als diese. — Nicht dem Rittersinne *Ludwigs* (oder wie der Hr. Verf. S. 80 sagt: schimpflich achtete sich *Ludwig* einem Überfalle den Sieg verdanken zu müssen), sondern dessen Vorsicht, nicht im Nebel zu kämpfen, schreiben wir die Verzögerung des Treffens bey *Gamelsdorf* zu. Ganz anders wäre der Erfolg der Schlacht bey *Auerstädt* gewesen, hätten die preussischen Feldherrn, bis sich der Nebel verzogen, mit dem Angriff gewartet. — Welchen Umfang gibt der Hr. Verf. dem bayrischen *Noricum*? Auch *Altdorf* zählt er dazu. — »Eben so gewiß entschlüpfte der Besitz von Böhmen dem Hause *Lützelburg*, siegte *Österreich* so entscheidend, wie im Treffen bey *Mühldorf* *Bayern* gesiegt hatte.« (S. 173) ist doch nur eine allzukühne Vermuthung; auch kennen wir nicht den ewigen Streit *Carl IV*, Königs von Frankreich mit England, wie S. 217 der Hr. Verf. sagt; das Lob, welches er dem Vertrage von *Pavia* gibt (S. 323), ist gleichfalls zu ausschweifend. *Ludwigs* Geist ahndete damahls gewiß nicht künftige bisher nicht vorhandene Fälle, um ihren schädlichen Einwirkungen durch Verfügungen, welche in spätern Jahrhunderten mehr als Einmahl *Bayern* vor der Zerstücklung sicherten, zu begegnen. »Dafs er gerade den Hauptpunct getroffen, um welchen sich in Zukunft alles drehte, übersteige die Gränzen des menschlichen Scharfsinns.« *Ludwig* suchte durch diesen Vertrag *Oberbayern*, die obere und untere *Pfalz* seinen und seines Bruders Nachkommen zu sichern, damit nicht ein folgender Kaiser dieselben Grundsätze auf diese Länder anwende, welche er selbst auf die *Mark Brandenburg* angewendet und sie dadurch den rechtmäßigen Erben entrissen hat. Bis zur Untheilbarkeit des Landes, das er selbst noch in der Folge ganz besafs, und zur Erbfolge nach

dem Rechte der Erstgeburt schwang er sich doch nicht empor, trotz der Beyspiele von England, Ungern, Böhmen u. s. w. Wie S. 373 der Hr. Verf. sagen konnte: »Aus jedem Kriege ging *Ludwig* mit gröfserer Macht, mit gröfserem Ansehen hervor« begreifen wir nicht, da gerade *Ludwigs* Project, sich des nördlichen *Tyrols* zu bemächtigen, in diesem letzten Kriege mit König *Johann* von Böhmen vereitelt wurde.

Nach so mannigfaltigem Tadel über *Ludwigs* Handlungsweise, nach so strenger Rüge über das Werk seines Biographen sehen wir uns nach den Gesetzen der Billigkeit verpflichtet, von den preiswürdigen Thaten seiner Regierung wenigstens Eine, die uns vorzüglich angesprochen hat, anzuführen. Sie betrifft die Stiftung des Klosters *Ettal*, das in einem wilden Bergwalde erbauet, einer menschenlosen Gegend durch Cultur zur Bevölkerung verhalf; eine wahre Nationalanstalt, durch die der Stifter sich in die Denkungsart seines Zeitalters zu fügen wufste, in der That aber über dasselbe hervorragte. »*Ettal*, sagt der Hr. Verf., wurde gestiftet für zwanzig *Benedictiner*, zugleich aber für dreyzehn verdiente Ritter, welche mit ihren Gattinnen hier Wohnung und anständigen Unterhalt zur Belohnung ihrer frühern Anstrengungen und zur ehrenvollen Mufse in den spätern Jahren des Lebens erhielten; auch für sechs Witwen ausgezeichneter Krieger wurde auf die nämliche Art, das heißt, reichlich gesorget, da *Ludwig* das Stift mit kaiserlicher Freygebigkeit aus eigenem Gute dotirte. Wie sehr mußte sich der Muth und die Anhänglichkeit der Streiter *Ludwigs* erhöhen durch die geöffnete Aussicht, dafs vieljährige Dienste nicht mit einem hülflosen Alter sich endigen würden; wie beruhigend war der Gedanke, dafs auch die Witwe des Staatsdieners nicht der Dürftigkeit dahingegeben werden sollte! Die Idee hat schon *Ludwigs* große Seele gefafst, die Ausführung derselben im ungleich größerm Umfange blieb unserm Zeitalter, blieb dem *Edelmuth* des Königs *Maximilian Joseph I* vorbehalten.«

Wir halten dafür, dafs hier statt des Wortes *Edelmuth*, *Regentenpflicht* weit zweckmäßiger gebraucht werden konnte. Übrigens staunen wir, dafs in *Bayern* erst unter *Maximilian Joseph I* eine Anstalt getroffen wurde, deren sich andere Staaten schon seit Jahrhunderten erfreuen.

»Schritten die nächsten Generationen, sagt der Hr. Verf., auf der bezeichneten Strasse fort, wie leicht konnte die Anstalt zu einem allgemeinen Nationalinstitute reifen, wo der Staatsdiener aus dem Civilstande, welcher ohnehin beynahe durchgehends Geistlicher war, durch die Präbenden

in den spätern Tagen des Lebens nicht einen Spital-, sondern ehrenvollen Unterhalt, Belohnung der geleisteten Dienste auf Kosten des Staats gefunden hätte, ohne deswegen für die menschliche Gesellschaft verschwunden zu seyn; seine ruhigen Stunden, den Studien von mannigfaltiger Art gewidmet, würden zwar dem Gange des mechanischen Gottesdienstes einigen Eintrag gethan, aber reichen Gewinn für wahre Aufklärung gebracht haben. Allmählich konnte sich Nachfolge in mehreren Stiftern finden, in Bayern erhielt das Prytaneum von Athen ein neues Daseyn. Aber *Ludwig* sendet die Vorsehung nur zuweilen als Regenten für die Völker; mit seinem Tode behauptete der Geist der Zeit seinen mit Unwillen verlorenen Einfluss. Die Söhne des Kaisers, und namentlich *Ludwig* von Brandenburg, entzogen dem Institute viele Besitzungen; die weltliche Anstalt zerfiel dadurch gänzlich und die geistliche klagte über Armuth. Durch göttliche Drohung erhielt zwar die letztere den Ersatz ihres Verlustes, an die erstern hingegen gedachte niemand weiter, Ettal blieb ein Kloster wie alle übrigen. — Nach des Kaisers Anordnung sollte die geistliche Anstalt Nebensache, und die Mönche in Ökonomieverhältnissen u. dgl., dem weltlichen auf einem großem Fusse lebenden Meister dieses Ritterordens untergeben seyn. — Liefse sich der Grundsatz, von dem *Ludwig* bey Stiftung seines Klosters Ettal ausgegangen ist, nicht auf alle noch bestehenden Klöster und Stifter zur großen Wohlfahrt des Staats anwenden? — — Der Äußerung, welche der Hr. Verf. S. 181 über Herzog *Leopold* fällt, stimmen wir zum Theil bey. »Die Erbitterung verleitet ihn zu einem Schritt, den er in ruhigerer Lage selbst nie würde gebilliget haben, weil er ihn zum Verräther an dem Vaterlande machte. Er schließt sich an den König in Frankreich, welcher sehr lebhaft Hoffnungen nährte, durch Hülfe des gegen König *Ludwig* aufgebrachten Papstes das römische Kaiserthum und den Besitz von Deutschland mit seiner Krone vereinigen zu können.« Der Entschluß *Leopolds* läßt sich nicht ganz rechtfertigen, doch durch die Betrachtung einigermaßen entschuldigen, daß er *Ludwig* den *Bayer* als rechtmäßigen deutschen König nicht anerkannt habe. Der deutsche Patriot muß es beklagen, daß die deutschen Churfürsten, *Maximilian*, *Emanuel*, *Carl* u. s. w. nicht in einer ruhigen Stunde ihren Staatsrath versammelten, als auch sie den Entschluß faßten, sich in Frankreichs Arme zu werfen. — Eben so bietet die Stelle S. 215 den Stoff zu fruchtbaren Vergleichen an: »Seine (*Leopolds*) Belohnung würde die Summe von 30000 Mark Silbers und das Vicariat in

Deutschland seyn, anderweitige Begünstigungen könnten nicht fehlen. Der mehr kriegerische als staatskluge *Leopold* nahm jede dieser Zusicherungen, für buchstäbliche Wahrheit, und gab sich hin in die Hände des (für Frankreichs Vortheile arbeitenden) Papstes.« Damahls versprach also *Leopold* seine Ritterdienste für 30000 Mark Silbers und für das Vicariat in Deutschland; heut zu Tage boten deutsche Fürsten nicht ihre Dienste im Felde, sondern nur das Blut ihrer Unterthanen für neue (gelehnte) Länder und für niedere Königstitel an, der schmerzlich an die schönern, glücklichern Zeiten, an die hohe Achtung und die großen Rechte des Churfürsten im deutschen Staatenbunde erinnert! Wenn man S. 513. liest: »*Ludwig* der Brandenburger machte kein Geheimniß aus seiner Verachtung (gegen das Volk), mit jedem Tage lag seyn Druck schwerer auf dem Lande, durch neue Steuern, Frohndienste und andere bisher ungewöhnliche Forderungen,« so glaubt man, der Hr. Verf. habe das Bild eines andern deutschen, in unsern Tagen schwer mißhandelten Volkes, das er nicht näher bezeichnen wollte, vor Augen gehabt. Eine ewig wahre und richtige Lehre bleibt, was er gleich darauf sagt: »Zurückgestossene Volksneigung duldet lange, aber sicher erscheint der Tag, an welchen die Vernachlässigung Widervergeltung findet.« Auch Deutschland wird diesen Tag sehen!

Die Schreibart des Hrn. Verfs. ist sehr weit-schweifig, polemisch und noch weit von dem edeln geschichtlichen Styl entfernt, den wir in den Werken der Alten so sehr bewundern und so schwer nachahmen; der des Hrn. *M.* sinkt oft in das Niedere und Gemeine herab. Wir glauben daher, daß vorliegendes Werk aus allen von uns angeführten Gründen noch keine Lebensbeschreibung *Ludwigs* des *Bayern*, sondern eine höchst brauchbare und nützliche Vorarbeit für den künftigen Biographen dieses Kaisers zu nennen sey; ein Werk indels, das dem deutschen Fleiß zur großen Ehre gereicht, in keiner größern Büchersammlung fehlen sollte, und nach weitem geschichtlichen Untersuchungen des Hrn. Verfs. den Wunsch erweckt.

R-r.

M a t h e m a t i k.

Lehrbuch der Mechanik fester Körper. Verfaßt von *Maurus Magold*, königl. bayer. geistl. Rath und öffentl. ordentl. Prof. der Mathematik allda (Landshut), dann correspondieren-

den Mitglieder der königl. Akademie der Wissenschaften in München. II. Band, welcher die angewandte Mechanik enthält. Mit 8 Kupfertafeln und 8 gedruckten Tabellen. Landshut, bey *Philipp Krüll*, Universitätsbuchhändler 1813. VIII und 532 S. in 8.; auch unter dem Titel: Mathematisches Lehrbuch zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen auf der königl. bayer. Landes-Universität zu Landshut, verfasst von *Maurus Magold*, u. s. f. V. Th., welcher die angewandte Mechanik fester Körper enthält, u. s. w.

Der erste Theil des vorliegenden Lehrbuchs, welches die Statik und Dynamik, d. i. die Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung fester Körper enthält, erschien schon im Jahre 1809 und umfasste die reine Mechanik; der gegenwärtige Band enthält dem Plane des Werks zu Folge die Anwendung der Mechanik auf die Maschinen. Man wird aus dem Verfolge leicht einsehen, daß die Grenzen zwischen der reinen und angewandten Mechanik keineswegs genau gezogen sind; so kommen in diesem Bande, besonders in der Einleitung S. 1 — 36 viele Sätze vor, die eigentlich in die reine Mechanik gehören, z. B. die Aufgabe §. 7. Auf die feste Masse *M* wirken eine oder mehrere Kräfte *F*, *G*, *H*... an verschiedenen Stellen, und ertheilen ihr eine geradlinige fortschreitende Bewegung, man sucht für die beliebige Zeit *t* die Geschwindigkeit *v*, welche die Masse am Ende dieser Zeit erlangt, und den Weg *s*, welchen sie während dieser Zeit hinterlegt hat —; ferner die Aufgabe §. 9: Die feste Masse *M* bewegt sich durch das Zusammenwirken mehrerer Kräfte *U*, *W*, *Y*... fortschreitend so, daß ihr Schwerpunkt eine Kurve beschreibt; nebst der Masse *M* ist für jede beliebige Zeit *t* das Verhältniß der drey Koordinaten der Kurve gegeben, man sucht die Richtungen und Größen der Kräfte, welche am Schwerpunkte der Masse eben dieselbe Bewegung ertheilen. — Ferner §. 10, §. 11 u. s. w.

Die Sätze in diesem ersten Hauptstücke folgen ohne alle Ordnung nach einander, so daß es scheint, der Verf. wolle in demselben nur einige Sätze nachtragen, die er im ersten Bande vergessen hat.

Statik und Dynamik, sagt der Verf., setzt die Kenntniß der reinen Elementar- und höhern Mathematik voraus; der letztern verdankt die angew. Mathematik Gründlichkeit und Brauchbarkeit im gemeinen Leben: man sollte daher an allen Univer-

sitäten, und Lyceen die ersten Anfangsgründe der höhern Mathematik auch in den ordentlichen Vorlesungen abhandeln. Der Verf. gründet die Differentialrechnung auf die Betrachtung des unendlich kleinen. Die vorzüglichsten Quellen unsers Verfs. sind:

Euler, *Mechanica, seu motus scientia analyticae ex posita Petropoli* 1736 2 vol., *eiusdem Theoria motus corporum solidorum, ex primis nostrae cognitionis principis stabilita Rostock* 1765 et 1790.

Eytelwein, *Handbuch der Mechanik fester Körper und der Hydraulik* Berlin 1803.

Idem, *System der reinen und angewandten Mechanik fester Körper*. Berlin 1802. 2 Theile.

Kästner, *Anfangsgründe der höhern Mechanik*. Göttingen 1793.

Karsten, *Lehrbegriff der gesammten Mathematik*, viertes Theil. Greifswalde 1770.

Kraft, *Mechanica latine reddita et aucta a Tetens Buzow* 1773 und deutsch übersetzt, von *Steingrüber*. Dresden 1787 2 Bände.

Langsdorf *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften*. Erlangen 1802.

Prany, *Architectura hydraulica*, aus dem Französischen, von *Langsdorf* in 3 Theilen. Frankfurt 1794 — 1801.

Die Aufschriften der Hauptstücke im ersten Bande sind: 1) Vom Gleichgewichte der Kräfte am Hebel. 2) Von den Grundlehren der Bewegung. 3) Von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte. 4) Von der Schwere der Körper. 5) Von der umdrehenden Bewegung. 6) Vom Stosse fester Körper. 7) Von den elastischen Linien. Im gegenwärtigen zweyten Bande handelt der Verf. unter dem Titel, allgemeine Maschinenlehre, im ersten Hauptstücke von den Grundsätzen und ersten Begriffen der Maschinenlehre, im zweyten Hauptstücke von der Festigkeit der Materialien, im 3. von der Nebenlast, und im 4. von den mechanischen Kräften der Thiere und vorzüglich des Menschen. (Rec. sieht nicht den Grund ein, warum der Verf. diese Lehren unter dem Titel: allgemeine Maschinenlehre befaßt!) Und unter dem Titel, specielle Maschinenlehre, handelt er: 1) vom Hebel; 2) von der schiefen Ebene; 3) von der Rolle; 4) von der Radwelle und 5) von der Verbindung mehrerer einfacher Maschinen. Unter diese Hauptstücke bringt der Verf. alle Untersuchungen über die einzelnen Maschinen; so zieht er z. B. den Keil und die Schraube zur schiefen Ebene.

Als Probe des Vortrags und der Methode des Verfs. möge folgende Skizze des vierten Hauptstücks, von den mechanischen Kräften der Thiere und vorzüglich des Menschen, dienen.

§. 91. Erfahrungen. a). Der Mensch kann seine

mechanischen körperlichen Kräfte auf verschiedene Art gebrauchen, er kann nämlich: α) eine Last unterstützen und sie weiter tragen, β) solche ziehen und schieben, γ) ohne Veränderung seiner Stelle endlich mittelst seiner Arme oder durch das Treten mit seinen Füßen solche in Bewegung setzen. b) Auf ähnliche Art kann man von den mechanischen Kräften einiger Thiere Gebrauch machen. c) Da man bey Anwendung der Thiere und Menschen zur Bewegung einer Last durch eine hinlängliche Anzahl derselben die erforderliche Kraft zweckmäfsig verstärken, sie allenthalben an jedem beliebigen Platz anwenden kann; und da man überdies vorzüglich bey Menschen, indem jeder Arbeiter nach Erfordernis seine Kraftäufserung verstärken oder zurückhalten kann, die Gewalt in seiner Willkühr behält, so ist der Gebrauch thierischer Kräfte zweckmäfsig, um so mehr als d) der Mensch auf so mannigfaltige und vortheilhafte Art seine Kräfte anzuwenden im Stande ist, dafs er selbst als eine der vorzüglichsten Maschinen angesehen werden kann. e) Die Gröfse der thierischen Kraft hängt von der Constitution, dem Alter des Thieres, und überdies beym Menschen vorzüglich von der Übung und von der Geschicklichkeit ab.

§. 92 Aufgabe. Ein Mensch, dessen Gewicht G und dessen Gesamtkraft $G+K$ ist, wird mit einer Last $Q < K$ beladen: man sucht die Geschwindigkeit v , mit welcher er sich aufwärts am Ende der Zeit t schwingen kann. Er findet $v = 2gt$.

$\frac{K-Q}{G+Q}$, wo g den Baum des freyen Falls in der ersten Zeitssekunde bedeutet.

Im ersten Abschnitte dieses Hauptstücks handelt er von der Kraftäufserung eines Menschen, wenn er auf wagrechtem Boden oder auf einer schiefen Ebene eine Last trägt und zwar:

§. 93. Aufgabe. Ein Arbeiter trägt auf ebenem Boden die Last Q , man sucht seine mittlere Geschwindigkeit v , wenn G und K ihre bisherige Bedeutung behalten, und c die Geschwindigkeit bezeichnet, mit welcher eben dieser Arbeiter unbelastet gehen könnte. Das Resultat ist

$$v = c \sqrt{\frac{Q}{1-K}}$$

§. 94. Erklärung. Die Gröfse der menschlichen nützlichen Kraftäufserung, des Nutzeffects, hängt ab: a) von der Gröfse der Last Q , welche gehoben oder in Bewegung gesetzt wird, b) von der Geschwindigkeit v , mit welcher dieses geschieht und c) von der Dauer t , während welcher diese Wirkung fortgesetzt wird.

§. 95. Enthält *Coulombs* and *Magolds* Erfah-

rungen, über die Kraftäufserung eines Menschen, wenn er auf wagrechtem Boden eine Last trägt.

§. 96. Erfahrungssatz. Je gröfser die Anstrengung der Kräfte ist, welche der Mensch auf die Hebung oder Bewegung einer Last, oder auf eine bestimmte Geschwindigkeit dieser Bewegung verwenden mufs, d. i. je gröfser der Aufwand der Kräfte; desto kürzer ist die Dauer, bis der Mensch ermüdet ist, also seine Kräfte erschöpft sind, mithin Ruhe zur Erholung nothwendig wird.

§. 97. Aufgabe. Bey den bisher angenommenen Bezeichnungen, soll man die Kraft P bestimmen, wo bey dem Gange eines unbelasteten Menschen v ein Maximum wird. Erfindet dieses, wenn

$$P = \frac{GK}{2K+3G}$$

§. 98. Aufgabe. Für die gegebene Last Q , welche jemand auf ebenem wagrechtem Boden zu tragen hat, die Gröfse der Kraft P bestimmen, damit der Nutzeffect Qvt ein Maximum wird. Dieses hat Statt,

$$\text{wenn } P = \frac{GK+2GQ+3KQ}{Q+2K+3G}$$

§. 99. Aufgabe. Unter denselben Umständen für einen Lastträger die Gröfsen angeben, damit der Nutzeffect ein Maximum wird. Da ist

$$Q = \frac{-5G + \sqrt{24GK+25G^2}}{6}$$

§. 100. Aufgabe. Ein Mann trägt die Last Q auf der schiefen Ebene, deren Neigung α ist, aufwärts: man sucht die mittlere Geschwindigkeit v , wenn $2e$ die Weite eines Schrittes bedeutet, sonst aber die gewöhnlichen Bezeichnungen beybehalten werden. Er findet $v = \sqrt{g \frac{(K-Q)}{G+K}}$.

$\frac{2e}{\sqrt{h} + \sqrt{h+2e \sin. \alpha}}$, wo h die Höhe bedeutet, zu welcher während jedem Schritte der Schwerpunkt des Lastträgers gehoben wird.

§. 101. Aufgabe. Ist $G = K$, die Schrittweite $2e = 2,5$ Fufs, $h = 0,261$, so ist v zu bestimmen, wenn $\alpha = 37,5$. Er findet $v = 2,2431$ bair. F. $= 2,086$ rheinl. F.

§. 102. Aufgabe. Jemand steigt auf einer schiefen Ebene, deren Neigung α ist, mit der Geschwindigkeit v aufwärts: man sucht die Zeit t , welche verfließt, bis er die Höhe H erreicht hat. Er

$$\text{findet } t = \frac{H}{v \sin. \alpha}$$

§. 103. a) Ist die Neigung der schiefen Ebene $\alpha = 35^\circ 15' 40''$: so ist $v \sin. \alpha$ ein Maximum.

§. 103. b) Enthält *Coulombs* Erfahrungen über diesen Gegenstand.

Im zweyten Abschnitte handelt der Verf. von

der Kraftäufserung eines Menschen, welcher eine Last zieht, oder vor sich her schiebt.

§. 104. Aufgabe. Die Kraftäufserung eines Mannes bestimmen, wenn er auf ebenem wagrechten Boden eine Last zieht oder vor sich herschiebt, und dabey seine Hand wagrecht ausstreckt. Er findet die auf die Bewegung der Last wirkende

Kraft $f = \frac{AC}{AH} \cdot G \operatorname{tg} \varphi$, wo AC die Entfernung des Schwerpunktes des Menschen, AH die Entfernung des Ruhepunktes des ausgestreckten Armes von der Fußsohle und φ den Winkel des sich stämmenden Fußes gegen die Richtung der Schwere bezeichnet.

§. 105. Findet er unter den Bedingungen des

$$\text{§. 104. } v = \sqrt{\frac{2eg (\cos. \varphi)^2}{\sin. \varphi} \cdot \frac{\sqrt{K+G} - G \sec. \varphi}{G+K}}$$

§. 106. Wenn $\cos. \varphi = \sqrt{\frac{G}{P+G}}$: so ist v ein Maximum.

§. 107. Wenn φ gegeben ist, die Gröfse der Kraft P bestimmen, damit v ein Maximum werde. Diefs hat Statt, wenn

$$P = \frac{2G^2 (\sec. \varphi - 1) + GK (3 \sec. \varphi - 2)}{2G + 2K + G \sec. \varphi}$$

§. 108. Wenn $K = G$ genommen wird, den Winkel φ bestimmen, wo sowohl f als v ein Maximum wird. Er findet $\varphi = 22^\circ 58'$.

§. 109. Aufgabe. Ein Arbeiter zieht oder schiebt eine Last längs der schiefen Ebene aufwärts; man sucht dessen Kraftäufserung, wenn seine Hand mit der vertikalen Richtung den Winkel Ψ macht. Die Kraft, welche auf die Bewegung der Last verwendet

wird, d. i. $f = \frac{AC}{AH} \cdot \frac{\sin. \varphi}{\sin. (\varphi + \Psi)} \cdot G$ wo AC, AH die Bedeutung von §. 104 haben.

Im dritten Abschnitte handelt der Verf. von der Kraftäufserung des Menschen bey unveränderter Stelle mittelst seiner Arme.

§. 110. Aufgabe. Am Umfange einer wagrechten Welle, deren Halbmesser a , hängt die Last Q ; am Umfange des damit verbundenen Rades oder Kurbel, deren Halbmesser A , zieht ein Arbeiter mit seiner ganzen Kraft K : man sucht die mittlere Geschwindigkeit v , mit welcher die Last gehoben wird, wenn man dabey sowohl von dem Umdrehungsmomente als auch von der Reibung

abstrahirt. Er findet $v = \sqrt{\frac{abg}{A} \left(1 - \frac{aQ}{AK}\right)}$

§. 111. Aufgabe. Die Kraft P bestimmen, welche der Arbeiter bey dem Umdrehen der Kurbel stets

anwenden muß, damit v (§. 110) ein Maximum

werde. Er findet $P = \frac{3aRQ}{aQ + 2AK}$

§. 112. Aufgabe. Die Gröfse der Last Q angeben, damit Q ein Maximum werde. Das Resultat ist $Q = \frac{2AK}{3a}$.

§. 113. Aufgabe. Über eine vertikale unbewegliche Rolle ist ein Seil gelegt; an einem Ende des Seils hängt die Last, am andern Ende zieht ein Arbeiter abwärts: man sucht die mittlere Geschwindigkeit v , mit welcher bey jedem Zuge die

Last steigt. Es ist $v = \sqrt{\frac{gh(G-Q)}{2G}}$.

§. 114. Enthält *Coulombs* Erfahrungen über diesen Gegenstand.

Im vierten Abschnitte handelt der Verf. von der Kraftäufserung der Lastthiere.

§. 115. Aufgabe. Ein Lastthier, dessen Gewicht G und dessen grösste Last, die es tragen kann, K ist, wird mit einer Last $Q < K$ beladen: man sucht die mittlere Geschwindigkeit v seines Ganges auf ebenem wagrechten Boden. Er findet

$v = e \sqrt{\frac{g(K-Q)}{h(G+K)}}$

§. 116. Aufgabe. Ein Lastthier zieht auf ebenem wagrechten Boden eine Last: man soll die mittlere Geschwindigkeit v finden. Es ist

$v = e \sqrt{\frac{g(K-P)}{h(G+K-P)}}$

§. 117. Aufgabe. Den Kraftverlust P bestimmen, welchen das Lastthier an seiner Kraft K durch das stets entgegenwirkende Hindernis R bey dem Fortziehen der Last Q leidet. Das Resultat

ist $P = \frac{(G+K)RR}{FG+KR}$ wo F der grösste Widerstand

ist, welchen das Lastthier bey dem Ziehen überwinden kann.

Der Styl ist nicht selten zu weitschweifig. Aus der vorgelegten Probe erhellet, daß das Werk eine brauchbare und gelungene Zusammenstellung des theoretischen und experimentalen Theils der Mechanik, nach den berühmtesten und bewährtesten Schriftstellern enthalte; doch scheint es für ein Lehrbuch zu wenig systematisch, und sein Plan für das Universitätsstudium zu viel umfassend zu seyn. Sehr zu empfehlen ist es aber für jene, welche sich ausschließend der technischen Mechanik widmen wollen. Der Druck ist correct und leserlich, die Kupfertafeln nett gezeichnet und gestochen.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 77.

Freitag, den 24. September

1813.

Literar-Geschichte.

Die schöne Literatur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nikolai. 1812. 324 S. in 8.

Die Literatur eines Volkes oder eines Zeitalters darzustellen, ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben, welche die Kritik sich wählen kann, wenn sie sich nicht etwa auf die registerartige Angabe der Werke und ihrer Verf. beschränken, sondern die Sache erschöpfen, und den innern Zusammenhang so vielseitiger Bestrebungen ergründen und nachweisen will. Sie leistet durch diese Unternehmung das Höchste, wozu sie berufen seyn kann; indem sie unmittelbar Geschichte wird, und die inhaltvollsten und wichtigsten Beyträge zur soliden Erbauung einer allgemeinen Völkergeschichte überliefert. Dafs dieses durch die einsamen Speculationen des Verstandes allein nicht möglich werden kann, dafs vor allen ein kräftiges Gemüth, fähig die geheimste Charaktereigenthümlichkeit des Volks und durch diese jene seiner Schriftsteller zu erfassen, unentbehrlich, und eine hohe Kunst der Darstellung selbst nöthwendig sey, welche die aufgefundenen Einheit des Nationalstrebens in jeder der einzelnen Erscheinungen ungezwungen zu beurkunden verstehe, wird eben so wenig einem Zweifel unterliegen können. Die Kleingeister unsrer heutigen Geschichtschreibung und Politik pflegen sich zwar diese letzte und schwerste Aufgabe sehr zu erleichtern, indem sie bey jedem einzelnen Factum, die Idee, worauf sie das Ganze oft willkürlich genug zurück zu führen gedenken, laut proclamiren, und die Geschichte zu einem Miniaturtriumphe ihrer eignen ärmlichen Eitelkeit herabwürdigen, überall von Freudenausbrüchen, wie dieses oder jenes ihre Ansicht klar und deutlich rechtfertige, so zu sagen überströmen, dem Leser selbst weder zur Besinnung noch zur ruhi-

Neuntes Heft.

gen Anschauung des Gegenstands zu kommen erlauben; die Nichtigkeit dieser aus gänzlicher Charakterarmuth entspringenden Methode ist aber zu auffallend, als dafs Rec. besorgen dürfte, für ihren Verfechter gehalten zu werden. Im Gegentheile wird, wie in der Völkergeschichte überhaupt, so auch in der Literar-Geschichte die Eigenthümlichkeit und innerste Wesenheit der Sache aus der einfachsten Erzählung am hellsten und unzweideutigsten hervorleuchten, und alles Pompes einer künstlich verwickelten Beweisführung entbehren können.

Diese, wie Rec. überzeugt ist, unerläßliche Forderung, dafs aus der Darstellung selbst die grofse Einheit des Strebens in der Literatur eines Volkes hervorgehe, kann aber an das gegenwärtige Werk aus dem Grunde gar nicht gestellt werden weil der Verf., ungedenkt, dafs nichts ohne einen innern Mittelpunct des Lebens existiren könne, der Literatur der Deutschen die Einheit geradezu abspricht, daher sein Werk selbst wohl verschiedene nach Gestalt des Stoffes oft sehr interessante Facta darbietet, die aber, wie in die Luft hinausgeworfen, vereinzelt hinschweben, und des Zusammenhangs entbehren. Überhaupt scheint dem Hrn. Verf., dem Niemand noch den Vorwurf machte, dafs es ihm an Geist gebreche, hier der ernste Wille gemangelt zu haben, seinem Gegenstande jenen Aufwand von Nachdenken, und jene Kraftanstrengung zu widmen, ohne welchen es nicht möglich ist, ein so schwieriges Unternehmen mit Glück durchzuführen. Im Gegentheile ist es vielmehr kaum zu bezweifeln, dafs es ihm einzig darum zu thun war, bey Gelegenheit dieser im Ganzen flüchtigen Darstellung der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts die Resultate seines Forschens über einzelne mehr oder weniger glänzenden Erscheinungen bequem ohne besondere Anstrengung zu eröffnen; nicht selten spricht er, wie vom Dreyfusse, in vornehmen Tone Orakel aus die er, als heilige Satzungen der Kritik, ohne weiteren Beweis dem frommen Glauben des Lesers

überantwortet. Er bemüht sich selten, wenn er in irgend einem früher geschriebenen Aufsätze etwas über eines der hier zu beurtheilenden Werke gesagt hat, dieß hier zum Behufe der Vollständigkeit seiner Literaturgeschichte neu durchdacht in gediegeneren Resultaten niederzulegen, sondern verweist unter dem Vorwande das Gesagte nicht nochmahls sagen zu wollen, auf diese früheren Schriften. Die Darstellung des Geistes der Werke des Mahler Müller ist ganz vergessen worden; über wichtige Erscheinungen wie jene Winkelmanns und des Geschichtschreibers Müller enthält er sich beynahe alles Urtheils, und verweist bey ersterem auf Göthe's Werk über Winkelmann, bey letzterm nennt er die Acten der Untersuchung bereits abgeschlossen, so daß es überflüssig wäre, etwas weiters über ihn bemerken zu wollen. Grofse Willkührlichkeit, ja Härte und Ungerechtigkeit des Urtheils ist besonders in dem, was über den würdigen Hippel, über Heinse und Voss gesagt ist, und womit Mendelssohn in Kürze abgefertigt wird, sichtbar.

Die fragmentarische Behandlung einer Literaturgeschichte, die nirgends in ein Ganzes zusammenwächst, sucht er in der Vorrede, wie bereits bemerkt, dadurch zu rechtfertigen, daß er diese Literatur selbst ein fortgesetztes Fragment nennt. »Sie hat, heißt es S. 5., keineswegs den Charakter der Englischen oder Französischen, in der fast alles geordnet, und an einander gereiht erscheint, wesswegen eine solche auch bey weitem bequemer zu schildern ist, als unsre vaterländische. Diese hat wirklich das Ansehen des fragmentarischen, wobey man sich indess erinnern wolle, daß das wahre Fragment eine kleine aber vollständige Welt in sich begründe; diese hat ferner das Ansehen des Untergeordneten, so wie wohl die Natur selbst dem ersten Blicke des Beschauers sich als solche darstellt. Die ästhetische Bildung des Deutschen ist überhaupt nur individuell, und nicht national, und es ist gerade die Aufgabe des Literatur-Historikers, sie in dieser ihrer wahren Gestalt darzulegen.« Wenn nun nach dem eigenen Ausdrücke des Hrn. Verfs. die deutsche Literatur nur in so ferne das Ansehen des Untergeordneten hat, so wie die Natur selbst sich dem ersten Blicke des Beschauers darstellt, so dünkt uns, wäre es des Geschichtschreibers Pflicht gewesen, mit diesem ersten Blicke sich nicht zu begnügen, sondern sie wiederholt und aufmerksam zu betrachten. Durch dieses von dem Hrn. Verf. selbst gewählte Gleichniß ist überhaupt der Charakter der deutschen Literatur vollständig ausgesprochen. Sie ist nach keinen akademischen Gesetzen, unter keinem ertödtendem Zwange einzelner Autoritäten aufgewachsen, aber jenes regen

Lebens voll, nach welcher auch die Natur sich ewig neu gestaltet, ohne je in chaotische Unform sich zu verlieren. Wenn sie daher auch nicht bequem wie die Literatur Frankreichs in Rubriken geschlagen werden kann, und wenn es auch nicht so sehr leicht seyn dürfte — obwohl Rec. die Unmöglichkeit nicht einsieht — eine Erscheinung aus der andern zu deduciren, so kann ihr doch darum jene Einheit nicht mangeln; welche ein naturgemäßes Wirken überall nothwendig verkündigt, und welche die, nicht in der Schule aufgewachsene, griechische Literatur als ein weit mächtigeres, gedrungneres, in herrlichern Kräften blühendes Ganze, der Römischen geregelten gegenüber, erhebt. Um aber den Charakter der deutschen schönen Literatur gründlich zu entwickeln, ist es wohl vor allem nothwendig auf jene früheste Zeit ihrer Poesie zurückzublicken, wo diese, frey von fremdartigem Einflusse, aus der eignen schuldlosen Natur des jugendlichen Volkes hervorquoll. Jedem unbefangenen Beobachter wird dort das unzweydeutige Streben klar werden: die Schönheit des Gemüths, die Harmonie eines der Tugend befreundeten Herzens auf die Außenwelt zu übertragen, und diese nur wie eine geheimnißvolle Hülle geistiger Trefflichkeit zu betrachten. Er wird die Sehnsucht darin bemerken, alles, was die Welt Schönes und Herrliches besitzen mag, sich zuzueignen, durch die Betrachtung nämlich, durch bescheidene Würdigung, durch liebevolle Hingebung. Seit jener frühesten Zeit ist dieses Volk vielfältig geprüft worden; der Gang der Jahrhunderte hat es aus der Unschuld der Jugend zu reiferem Alter herübergeleitet; der Umkreis des Strebens konnte sich hier erweitern: die Richtung desselben ist die gleiche geblieben, und läßt sich aus unseren vollendeten Dichtern, die irgend ein Ziel erreicht, und aus den Stümpfern, die im Versuche gescheitert, mit gleicher Leichtigkeit nachweisen.

Ein weiterer Hauptgegenstand der Berücksichtigung wäre der Einfluß den die Wissenschaft, und durch sie die Kunst des griechischen und römischen Alterthums auf die Naturpoesie und den Charakter des Volks selbst ausgeübt, das Unterliegen der letztern, mit ihr der zeitliche Ruin aller edlern Kunstthätigkeit, endlich ihr neues Erwachen an der Hand der indess durch sorgfältige Pflüge kräftig gewordenen Wissenschaft. All die verschiedenen Sonderbarkeiten der deutschen Literatur, die ängstliche Ungewißheit des Strebens, nachdem man sich einmal nicht der innern Stimme mehr überlassen konnte, und wodurch vorzüglich die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sich charakterisirt, die Macht des fremden Einflusses selbst erklären sich aus der Lage Deutsch-

lands, dem Mittellande eines an Individualitäten reichen Welttheils, die dort im Mittelpuncte des allgemeinen Lebens zusammenströmen, zeitweise ihr Übergewicht herrschend behaupten, bis sie endlich in die Eigenthümlichkeit des dadurch reicher gewordenen Geistes verarbeitet, statt ihn zu vernichten, ihn glänzender erheben. Das achtzehnte Jahrhundert insbesondere, anfänglich die Zeit der Mißverständnisse, des Unterliegens unter dem Joch fremder Regel, später eines kühnen Bestrebens der Kunst, sich auf das durch die Wissenschaft klar gewordene Alterthum ein neues Reich zu erbauen, so wie der Wissenschaft, die ihr verwandte Kunst zu unterstützen, endigend mit der gewaltsamen Vernichtung früherer Erhärmlichkeit, mit der wissenschaftlichen Würdigung der indess von der Nation in der Kunst wirklich geleisteten Zurückführung derselben auf ihre alte Natureigenthümlichkeit, bildet ein in seinem Innersten zusammenhängendes Ganzes, das kaum verkannt werden kann. Der nie ermüdende Eifer, das Schöne wie das Wahre in jeder Ansicht und Gestalt zu erfassen, und den vollen Reichthum des Daseyns in künstlerischen Werken niederzulegen, war seit dem ersten Erwachen seines Kunstsinnes dem Deutschen eigenthümlich; er ist die Quelle seiner Vorzüge, wie seiner Fehler; eine Literatur-Geschichte kann aber gar nicht auf jenen willkürlich gewählten Zielen der Bestrebungen ruhen, welche die französische Literatur aus einem Werke der Natur schon frühe in einen beschnittenen, und durch den Eigensinn ihrer Gründer verkrüppelten Heckengang verwandelten, welche den freyen Aufwuchs der Brittischen, ungeachtet der ihr inwohnenden herrlichen Kraft, frühe hemmten, sondern selbst auch bey diesen vorzüglich auf der Darstellung jener tiefen und herrlichen Eigenthümlichkeit, welche die Natur in jedes Volk gelegt hat. Die den Deutschen verliehene, konnte aller zeitlichen fremden Einflüsse ungeachtet nie unterdrückt werden, in jedem Individuum, wie isolirt auch dessen Streben bey ersten Anblicke erscheinen mag, bewährt sie ihre heilige Macht, und gibt dem fremden Beobachter in ihrer Vielseitigkeit den Anblick einer neu entdeckten Landschaft, deren reiche Natur die verschiedensten Gewächse darbietet, die, einzeln betrachtet, allerdings Einzelheiten sind, deren große Zustimmung aber zur bestimmtesten charakteristischen Schönheit nur den Eindruck einer erhabenen Einheit hervorbringen.

Schwerlich wird dasjenige, was hier über die mögliche Art der Ausführung einer deutschen Literaturgeschichte gesagt wurde, in der Beurtheilung einer deutschen Literatur-Geschichte für

eine Abschweifung gelten können; Rec. hielt sich wenigstens hiezu verpflichtet.

(Der Beschlufs folgt.)

Technologie.

Die europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben, in Verbindung mit der Bereitung des Branntweins, des Rums, des Essigs und eines Kaffee-Surrogats aus ihren Abfällen, beschrieben und mit Kupfern erläutert durch ihren Urheber *Franz Carl Achard*, Director der physikalischen Classe der königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Drey Theile. Neue verbesserte wohlfeilere Auflage. Mit 10 Kupfertafeln. Leipzig bey *J. C. Heinrichs*, 1812. XXVIII und 426 S. in 8.

Unter der nicht unbedeutenden Menge von Schriften über die Zuckererzeugung aus Runkelrüben, welche, seit diese von dem Verf. des vorliegenden Werkes in Anregung gebracht wurde, in Deutschland erschienen sind, nimmt die europäische Zuckerfabrikation des Hrn. Director *Achard* einen ehrenvollen Platz ein. Das technologische Publicum scheint auch den Werth dieses Werkes anerkannt zu haben, da in der kurzen Zeit von 3 Jahren davon eine zweyte Auflage (die erste in 40 erschienen 1809) veranstaltet werden konnte. Hr. *Achard* handelt darin das Gesammte der Runkelrüben-Zuckerfabrikation mit einer Vollständigkeit und Falschheit ab, wie keiner seiner Vorgänger. Das ganze Werk zerfällt in drey Theile. Der erste beschäftigt sich mit der Cultur der Runkelrüben, der zweyte mit der Verarbeitung derselben auf Zucker, und die Nebenproducte, der dritte aber enthält das Protokoll der ämtlichen Untersuchung des Hrn. Kreisphysikus Doctor *Neubeck*, und verschiedene Actenstücke, die Runkelrüben-Zuckerfabrikation betreffend. Der Vorbericht liefert uns eine interessante Geschichte der Bemühungen des Hrn. Verfs., die Erzeugung des Zuckers aus Runkelrüben zum Fabriks-Process auszubilden.

Rec. glaubt sich bey der Anzeige dieses gehaltvollen Werkes um so eher kurz fassen zu dürfen, als er voraussetzen darf, daß sich dasselbe schon in den Händen aller jener befindet, die an den Verhandlungen über diesen Gegenstand

thätigen Antheil nehmen. Zudem ist seit der ersten Auflage desselben in so vielen Zeitschriften und eigenen Werkchen so mancherley hinüber und herüber gemeint und geschrieben worden, daß Rec. wenig Lust fühlt, auf dieses Buch und die Büchlein noch ein Buch zu pflöpfen, wie *Göthe* sagt, und so nichts weiter zu vermehren, als das Geschriebene. Die Frage, ob die Erzeugung des Zuckers aus Runkelrüben für den Staat und den Fabrikanten vortheilhaft sey, und in wie fern der Runkelrübenzucker den Rohrzucker in der Folge wirklich entbehrlich machen werde, kann nur von der Erfahrung beantwortet werden. So lange nicht die Runkelrüben-Zuckerfabriken, die hie und da entstanden sind, besser gedeihen, als es bis jetzt den Anschein hat, so lange kann man diese Fragen auch noch nicht mit »Ja« beantworten. Raisonsnements und Calculs *a priori* werden, wenn sie nicht durch Facta unterstützt sind, die Gegner der Sache schwerlich bekehren. Um so schätzbarer aber müssen uns Werke seyn, die dadurch, daß die Verf. derselben ihre mühsam erlangten Erfahrungen darin niederlegen, andern den Weg zu weiteren Fortschritten bahnen. Wenn auch die Zeit noch manche Mängel an dem *Achard'schen* Verfahren aufdecken sollte, wie sie es zum Theil schon gethan hat; so enthält das Werk dennoch so viele schätzbare Beobachtungen und Thatsachen, daß es niemand, der sich mit der Runkelrüben-Zuckerfabrication beschäftigt, ohne Nutzen lesen wird. Rec. wird sich damit begnügen, den Inhalt desselben kurz anzugeben, um denjenigen Lesern dieser Blätter, die es nicht besitzen, eine Übersicht von dem zu geben, was sie darin finden und erwarten können.

Nachdem der Verf. das naturhistorische der Runkelrübe im ersten Abschnitt (§. 1 — 15) abgehandelt hat, gibt er in dem darauf folgenden (§. 15 — 20) die Vorzüge der Runkelrüben mit weißem Fleische und weißer Schale vor den übrigen Spielarten, und die Ursachen an, weshalb sich gerade diese zuvörderst zur Zuckererzeugung eignet. Von §. 21 bis §. 141 wird die Cultur der Runkelrüben und das hierher gehörige mit vieler Sachkenntniß und Ausführlichkeit vorgetragen. Die davon handelnden Abschnitte 3, 4, 5 sind reichhaltig an schätzbaren Erfahrungen. Der sechste Abschnitt (§. 142 — 154) handelt von den ökonomischen Nebenbenutzungen der Runkelrüben als Zuckerpflanze. Als eine der vorzüglichsten Benutzungen der Runkelrübenblätter wird die zu einem Tobakssurrogat angegeben; dieser dürften jedoch nicht nur bey häufiger Cultur der Runkelrüben die Menge derselben, sondern auch in mehreren Staaten die bestehenden Einrichtungen in

Betreff der Tobaksfabrikation ein Hinderniß seyn. Im siebenten Abschnitt (§. 155 — 167) werden die Kosten und der Ertrag des Runkelrüben-Anbaues in ökonomischer Hinsicht berechnet, und jedesmal die Zeugnisse des vereideten königl. Fabriken-Controleurs *Rudolph* angeführt. Der Ertrag eines mit Runkelrüben bebauten Magdeburger Morgens Acker wird §. 156 auf 120 schlesische Centner Rüben angesetzt, die Culturkosten derselben zu 11 Rthl. 8 Gr. 9 $\frac{1}{2}$ Pf. Den Werth der Blätter, wenn sie bloß zu Viehfutter verwendet werden, schlägt der Hr. Verf. auf 5 Rthl. vom Morgen an, welche demnach von den Culturkosten abzuziehen wären. Werden hingegen die Blätter getrocknet als Tobakssurrogat verkauft (der Centner nach dem Verf. zu 5 — 7 Rthl.) so übersteigt der Ertrag vom Verkauf der Blätter allein schon die Kosten der Cultur (§. 165). Rec. hat schon oben bemerkt, daß diese Benutzungsart nicht überall Statt finden könne. Was im achten Abschnitt (§. 168 — 176) über die Bestandtheile der Runkelrüben gesagt wird, ist dürftig und mangelhaft. Der Hr. Verf. theilt die Bestandtheile der Runkelrüben ab, in wesentliche und zufällige. Zu den erstern rechnet er: 1) Wasser, 2) ein flüchtiges scharfes Princip (?) 3) Ein fast geschmackloses Gummosum, 4) cristallisationsfähigen Zucker, 5) Schleimzucker, 6) Satzmehl, 7) Eyweißstoff. Zu den zufälligen: 1) Färbestoff, 2) ein ammoniakalisches Neutralsalz (?) 3) Salpeter, 4) verschiedene andere Neutralsalze (welche?). Wenn gleich das quantitative Verhältniß der nähern Bestandtheile der Runkelrüben nach dem Boden, der Jahreswitterung, der Cultur u. s. w. verschieden seyn mag, und die chemische Analyse der Vegetabilien überhaupt in Beziehung auf Genauigkeit schwieriger, und weit hinter jener unorganischer Substanzen zurück ist; so dünkt uns dennoch, es heiße die Sache etwas gar zu leicht nehmen, wenn man Genera statt Species als Bestandtheile angibt. Es wäre eben so gut, man sagte: die Runkelrüben bestehen aus verschiedenen Flüssigkeiten, Salzen, Erden und Metallen, u. s. w. Was mag wohl Hr. Director *Achard* unter dem flüchtigen, scharfen Princip verstehen? Vielleicht das dickflüssige, grüne widrig riechende und scharfschmeckende Öhl, welches man bey Destilliren der gegohrnen Pressrückstände erhält, und das gleich dem Fuselöhl des Getreides dem Branntwein den widerwärtigen Beygeschmack theilt?

Der zweyte Theil beginnt mit der Beschreibung des technischen Theils der Runkelrüben-Zuckerfabrication. Der Hr. Verf. geht die verschiedenen Operationen des Reinigens, der Verkleinerung (Zerreibung), des Auspressens, Einsäuerns, Klä-

rens und endlich der Verarbeitung des eingedickten Safts zu Rohzucker in besondern Abtheilungen (von §. 178—303) durch. Diese Operationen werden, so wie sie in seiner Anstalt zu *Kunnern* vorgenommen werden, sehrausführlich und genau beschrieben, und die dabey anzuwendenden Maschinen und Geräthschaften, die sich auf der zweyten bis siebenten Kupfertafel abgebildet befinden, erklärt. Ein Vorwurf, dem man mit Recht dem *Achard'schen* Verfahren machen könnte, ist die Kostspieligkeit der Errichtung des Dampfapparates zum Klären und Verdunsten des Safts, und die dabey stattfindende grössere Consumtion von Feuermaterial und Zeit: indessen ist von der andern Seite betrachtet das Versieden auf offenem Feuer vieler Gefahr, und mancherley Schwierigkeiten unterworfen. Bey vielen Vorzügen vor andern, kann indessen noch immer nicht die *Achard'sche* Methode als eine solche angesehen werden, die keiner Verbesserung mehr fähig wäre. Seit der ersten Erscheinung dieses Werks sind mancherley Einwürfe dagegen gemacht worden, insbesondere von Seiten der französischen Chemiker, welche jedoch größtentheils auf einer missverstandenen Ansicht der Sache beruhten, wie dieses von *Neumann* in *Schweigers Journal* B. 4., und von *Maréchaux* und andern dargethan wurde. Hr. *Achard* hat seitdem selbst sein hier vorgeschriebenes Verfahren verlassen, und das kunstfleissige Publicum in mehreren öffentlichen Blättern eingeladen, sein neuestes zu befolgen, über welches er einen theoretischen und practischen Lehrkurs in seiner Anstalt zu *Kunnern* anbot. Der zehnte Abschnitt (§. 304—355) umfaßt die Beschreibung der mancherley Arten die Rückstände zu benutzen und zu verwenden, die bey der Bearbeitung der Runkelrüben auf Zucker abfallen. Diese Benutzungsarten sind: 1) als Material zur Erzeugung eines Branntweins, und einer Coniak-, Rum- oder Arrak ähnlichen geistigen Flüssigkeit, 2) als Kaffeesurrogat, 3) als Material zur Verfertigung eines hierartigen Getränks, 4) zur Viehfütterung und Mastung, 5) als Düngungsmittel. Zur ersten Benutzungsart sind bloß geeignet die Pressrückstände, oder vielmehr bloß ein Absud derselben (§. 307), ferner, die von dem Rohzucker abfließende Melasse, und das sogenannte Bachwasser (Spühlwasser). Zur zweyten die getrockneten Pressrückstände, oder auch die unabgepressten zerschnittenen und getrockneten Runkelrüben. Zur dritten gleichfalls die Pressrückstände. Zur vierten nicht nur die Pressrückstände, sondern auch die Rückstände, die nach dem Auskochen und Abpressen der Brühe, welche zur Branntweingährung eingemischt wird, zurückbleiben; ferner

das nach dem Abziehen des Branntweins zurückbleibende Spühlig, wenn es nicht (wie wohl schwerlich geschehen könnte) auf Essig benützt wird. Unmittelbar bloß als Düngungsmittel zu verwenden sind der Schaum von Eyweiß und der Gyps, die bey dem Klären und Verdampfen des Saftes auf den Seihetüchern zurückbleiben. Der eilfte Abschnitt (§. 356—401) enthält die Beschreibung der nothwendigen Gebäude, Maschinen, Geräthschaften, Materialien und des Personals einer Runkelrüben-Zuckerfabrik, in welcher man zur Absicht hat, jährlich eine Quantität von 10,000 Centnern Runkelrüben auf Zucker zu verarbeiten, und die Rückstände auf Branntwein und Essig zu benutzen. Hierzu gehören die Kupfertafeln Nr. 8, 9, 10, welche den Grundriß, und die Front des nach *Achard's* Plan ausgeführten Fabrikgebäudes des Freyherrn *Majors von Kopy* zu Krain in Schlesien darstellen.

Der zwölfte Abschnitt, womit der dritte Theil beginnt, enthält: 1) das ämtliche Protokoll über die Versuche, welche auf allerhöchsten königl. Befehl von dem Hrn. Kreisphysikus Doctor *Neubeck* zu Steinau in der *Kunnern'schen* Anstalt unternommen wurden, (§. 404—522); 2) die schriftlichen Belege dazu, (§. 523—542); 3) den summarischen Bericht darüber an Se. Majestät den König von Preußen (§. 543). Hr. Doctor *Neubeck* erhielt in seinen Versuchen aus einem schlesischen Centner (à 130 Pfund) Runkelrüben auf dem Weg der Körnung 7 Pf. 5 Loth 1 Quentchen ungedeckten Rohzucker von unreinem Geschmack, und 2 Pf. 15 Loth 1 Quentchen Melasse (§. 504 und §. 508), oder 6 Pf. 5 Loth gedeckten Rohzucker von etwas lichterer Farbe, aber kaum besserem Geschmack, und 3 Pf. 27 Loth Melasse; auf dem Weg der Krystallisation erhielt er aus einem schlesischen Centner, an ungedecktem Rohzucker von honigartigem Geschmack: 6 Pf. und 3 Pf. 22 Loth Melasse; an gedecktem Rohzucker von lichterer Farbe und reinem Geschmack 5 Pf. und 4 Pf. 1 Loth Melasse. (§. 505 und §. 508). Rec. muß der Wahrheit gemäß gestehen, daß in Versuchen mit eben so grossen Mengen Runkelrüben, als Hr. Doctor *Neubeck* bearbeitete, denen er Gelegenheit hatte beyzuwohnen, und die mit genauer Beobachtung des *Achard'schen* Verfahrens angestellt wurden, es nie gelang, so grosse Quanta an Zucker, oder auch nur an Syrup zu erhalten; und mehrere Runkelrüben-Zuckerfabrikanten haben ihm dasselbe versichert. Bey den erwähnten Versuchen betrug der aus 100 Pf. Rüben gewonnene trockne Rohzucker nie mehr als höchstens 2 Pf. und wenige Loth; während, wenn man den schlesischen Centner auf 100 Pf. reducirt, und dabey nur die nie-

drigste Annahme zu 5 Pf. vom (schlesischen) Centner annimmt, Hr. D. *Neubeck* noch immer von 100 Pf., 3 Pf. 27 Loth erhalten hätte. Eine bedeutende Differenz! Über das Verfahren, dessen sich Hr. D. *Neubeck* bediente, den Gehalt an reinem Zucker in seinem erhaltenen Rohzucker zu erfahren, §. 513, muß Rec. bemerken, daß zwar weniger der Chemiker, aber desto mehr der Techniker dagegen einzuwenden haben werde.

Schwerlich wird man durch die gebräuchliche Raffinierungsmethode die angegebene Menge reinen Zuckers aus seinem Rohzucker erhalten. Die Ursache davon liegt in dem Umstande, daß bey dem Umsieden des Rohzuckers um so mehr Schleimzucker erzeugt wird, je unreiner jener ist, das heißt, je mehr anklebende Melasse er noch enthält. Dieses geht auch aus dem später angeestellten Raffinierungsversuche der Hirschberger-Raffinerie, so wie aus dem von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen von *Wrbna* in der Königssaler Raffinerie veranstalteten hervor.

Der dreyzehnte Abschnitt (§. 544—625) enthält die Beantwortung mehrerer Fragen ökonomischen, staatswirthschaftlichen und technischen Inhalts, die Runkelrüben-Zuckerfabrikation betreffend, welche dem Hrn. Director *Achard* von dem Hrn. Kreisphysikus D. *Neubeck* als königl. Commissär vorgelegt wurden. Im vierzehnten Abschnitt (§. 626—638) werden die Vortheile und Nachtheile erwogen, welche einem europäischen Staat aus der Runkelrübenzuckerfabrikation erwachsen können. Der funfzehnte Abschnitt betrachtet endlich die europäische Zuckerfabrikation als Sache der Menschheit, das heißt in Beziehung auf den Sklavenhandel, welcher dadurch möglicher Weise, wenn nicht gänzlich abgeschafft, doch in Verfall gerathen werde (§. 639—647).

Zum Schluß muß Rec. noch etwas bemerken, was bloß dieses Werk als zweyte Auflage betrifft. Der Titel benennt sie eine *neue verbesserte wohlfeilere*. Allerdings wird ein Buch durch einen wohlfeileren Preis gemeinnütziger, und in so fern besser, weil dadurch mehrere in den Stand gesetzt werden, sich dasselbe beyzuschaffen. Wenn also der Hr. Verf., oder vielmehr der Verleger wie es scheint, den Ausdruck *verbessert* so verstanden hat, so kann Rec. mit ihm darüber nicht rechten. Sollte sich hingegen ein Besitzer der ältern Auflage in Quart durch dieses Prädicat der Neuern verleiten lassen, in dieser neue Erfahrungen (welche bey einem technischen Prozesse, der denn doch immer noch bloß im Ausbilden begriffen ist, erwartet werden dürfen) aufgestellt, und Irrthümer und Mängel, die ein weiteres fleißiges Fortschreiten aufdeckt, berichtigt zu finden; so wird

es ihm wie dem Recn. gehen, der bey einer sorgfältigen Vergleichung beyder Auflagen an dieser *neuen verbesserten* nichts anders fand, als einen ungeänderten Abdruck der ältern. Die ganze Summe von Verbesserungen und Zusätzen ist dem Werke in Form einer Druckfehleranzeige auf einer unnummerirten Pagina am Ende angehängt, und die Zusätze (zwey an der Zahl) rühren vom Verleger her, der auch sein Scherflein zur Beförderung der Runkelrüben-Zuckerfabrikation beytragen zu müssen glaubte. Nebst diesen fand noch Rec. die Aufschrift über den §. 354 verbessert, die nun in dieser Auflage heißt: »Über die Benützung der Rückstände der Runkelrüben-Zuckerfabrikation als Dünger.« In der Quartausgabe steht possirlich genug (§. 198): »Über die Benützung der Runkelrüben-Zuckerfabrikation als Dünger.«

Ö k o n o m i e.

Versuch einer Ausmittlung des Rein-Ertrages der productiven Grundstücke mit Rücksicht auf Boden, Lage und Örtlichkeit, zu genauere Prüfung vorgelegt vom Staatsrath *Thaer*. Berlin in der Realschul-Buchhandlung 1813.

Es ist und bleibt immer ein schweres Problem den Reinertrag eines Landguts, das oft aus sehr verschiedenen Bodenarten bestehen kann, die in ihrer productiven Kraft sehr von einander abweichen, und den eigentlichen Werth des Grund und Bodens, abgesehen davon, welchen Antheil Kunst, Einsicht, Cultur und richtige Behandlung an dem Ertrage der Grundstücke haben, auszumitteln. Der Antheil, welchen Grund und Boden an der Erzeugung eines Scheffels Waizen hat, kann bald $\frac{1}{3}$ bald $\frac{2}{3}$ betragen. Beträgt der Antheil, den Grund und Boden an der Erzeugung eines Scheffels Waizen hat $\frac{1}{3}$, so sind der Einsicht, Cultur und Methode die übrigen $\frac{2}{3}$ zuzuschreiben, beträgt aber der Antheil den Grund und Boden, daran hat nur $\frac{1}{8}$, so müssen der Industrie, der Einsicht und Methode $\frac{7}{8}$ davon zugeschrieben werden. Der Werth des Grund und Bodens ergibt sich daher nie aus dem Werthe seines Products, sondern erst nachdem der Antheil der Industrie und Methode davon halb abgezogen worden ist. Was dann übrig bleibt, ist der Reinertrag oder die Bodenrente.

Bisher war es die gewöhnlichste Abschätzungsmethode, daß man den Ertrag und die Culturko-

sten nach der gewöhnlichen Bewirthschaftungs Methode — die sich fast allgemein noch auf das Dreyfeldersystem beschränkt — berechnete, und nach Abzug der Kosten von dem Ertragswerthe die Bodenrente bestimmte. Allein diese Abschätzungs-Methode war immer sehr schwankend — da sie nicht auf feste Grundsätze gebaut war — liefs der Einsicht und Willkühr der Taxatoren zu viel Spielraum, und verursachte, dafs ein Gut bald um $\frac{1}{3}$ über seinen Bodenwerth, bald um $\frac{1}{3}$ unter demselben angeschlagen und abgeschätzt wurde, ohne dafs den Taxatoren dagegen legalgültige Einwendungen hätten gemacht werden können.

Als man noch allgemein nach einem Leisten wirthschaftete, konnte man sich allenfalls bey einem vorliegenden Falle von der Wirklichkeit orientiren, und aus Büchern oder andern Datis die Aussaat, die Fonde, die Viehnützung, den gesamteten Ertrag und so auch die Kosten und Arbeitslohn herausbringen. Indessen kam es doch auch schon in solchen Fällen auf den Wirth an, der das Gut gehabt hatte, und diefs bestimmte, dafs es bald über, bald unter seinem Werth taxirt wurde.

Freylich war das Gut unter den Händen und der Leitung eines einsichtsvollen und industriösen Wirths zu einem höheren Werth gebracht worden; aber dieser Werth lag nicht in Grund und Boden, sondern in der Industrie der Bewirthschaftung — und kam dieses Gut nun durch Verkauf in die Hände eines Wirths, der mit seiner Bewirthschaftung nicht gleiche Einsicht und Industrie verband, so fiel es von seinem Ertrage zurück — der Boden gab die berechnete Rente nicht, und der Käufer klagte, dafs er zu theuer gekauft habe.

Hr. Staatsrath *Thaer* bemüht sich deshalb in dem vorliegenden Werke seine Abschätzungs-Methode in Vorschlag zu bringen, die auf eine bestimmte Art den Werth eines Grundstücks, ohne Rücksicht auf die besondern Wirthschaftsverhältnisse zu nehmen, ausspricht.

Und erst dann, wenn der eigentliche Werth des Grund und Bodens festgesetzt ist, kommen besondere örtliche, vorzüglich merkantilische Verhältnisse in Betracht. Nahe oder entfernte Lage der Grundstücke, der höhere oder geringere Geldwerth der Producte, — die Nähe oder Entfernung des Markts — der gute oder schlechte Zustand des Düngers, und andere günstige oder ungünstige Umstände, die den Werth der Grundstücke erhöhen oder vermindern, werden dann erst, wenn der Werth des Grund und Bodens bestimmt ist, nach Procenten dazu geschlagen, oder davon abgezogen.

Es kann nicht fehlen, dafs, indem nun der

wahre Werth der Güter, abgesondert von dem Ertrage des Wirthschaftsbetriebes, erkannt werden kann, der Güterkauf sicherer und deswegen auch häufiger werden wird, weil nun jeder sein Vermögen in Grundeigenthum, ohne Besorgnis gefährdet zu werden, anlegen kann, und sich die landwirthschaftliche Industrie heben müsse, weil jeder erkennen kann, dafs er durch dieselbe über die Bodenrente seines Guts gewinnen kann.

Hr. Staatsrath *Thaer* gibt acht Classen an, in deren eine das in Frage stehende Grundstück in Rücksicht seiner physischen und chemischen Beschaffenheit gehört.

1) Thonboden der 50 Procent abschwembaren Thon enthält.

α) armer nicht über $1\frac{1}{2}$ Procent Humus.

β) vermögender, über 3 Procent Humus.

γ) reicher über 20 Procent Humus.

2) Lehmboden, α) β) γ), wie oben. 3) Sandiger Lehmboden. 4) Lehmiger Sandboden. 5) Schlechter Sandboden. 6) Mergelboden. 7) Kalkboden. 8) Humusboden;

und zehn Classen, in deren eine das quästionirte Grundstück in ökonomischer Rücksicht gehört, und schliesst also: ein Grundstück, welches von dieser physischen Beschaffenheit ist, gehört in ökonomischer Rücksicht in die Classe 1), erträgt jährlich so und so viel, und hat demnach folgenden Werth.

Dafs aber die Abschätzung eines Grundstücks nach Proportionalzahlen ausgedrückt ist, und bey der Bonitürung das Grundstück in eine der bestimmter zehn Hauptclassen gesetzt wird, welche als die Hauptabtheilungen einen hundert und dreyssiggradigen Werths-Scala — jedoch in ungleichen Dimensionen — anzusehen sind, verursacht, dafs das Werk selbst für den Ungelehrten und Layen viel von seiner Brauchbarkeit verliert; denn der Laye kann sich darin nicht finden und hat nicht jedesmal einen Prof. der Mathesis zur Hand, bey dem er sich Aufschluß darüber geben lassen könnte.

Wiesen und Weiden werden nach ihrem jährlichen Futterertrag nach einem gewissen Durchschnitt der Jahre bonitirt, und die Cultur und Heufechungskosten davon abgezogen.

Die Idee, welche hier zum Grunde liegt, und den Taxator in den Stand setzt, jedesmal bestimmt über den Werth eines Grundstücks auszusprechen, ist meisterhaft, wie sich dieses auch nicht anders von dem Nestor in der Landwirthschaft erwarten läfst. Und es bleibt nichts zu wünschen übrig, als dafs, wie oben schon gesagt, dabey mehr auf die große Menge der Landwirthe, die nicht zu dem gelehrten Stande gehören, wäre Rücksicht genommen worden.

Entwurf einer Gemeinheitstheilungs-Verordnung für die preussischen Staaten. Als Vorschlag zur Prüfung vorgelegt, vom Staatsrath Thaer. Berlin 1813, in der Realschul-Buchhandlung.

Diesem Entwurf ist mit Recht entgegen zu setzen, daß er zu weitläufig sey, und daß die Gemeindetheilungen auf eine weit einfachere Weise vollführt werden können. Denn schon einmahl werden selbst in einem ganzen Kreise sich schwer 6 Männer finden lassen, die zu solchen Kreisverordneten geeignet sind, welche nach dem Vorschlag des Hrn. Verfs. von dem Kreisdirector zu diesem Geschäft gewählt werden sollen. Denn sie sollen aus Dorfschulzen, oder in deren Ermangelung, aus andern sachverständigen Männern aus dem Bauernstande bestehen, kein anderes Geschäft haben, und nicht über 60 Jahre alt seyn. Diejenigen, die zu einem solchen Geschäft geeignet, und noch unter 60 Jahren sind, haben gewöhnlich ihre Hände voll zu thun und können sich nicht Wochen und Monate lang vom Hause entfernen. Eben so sollen 6 Güterbesitzer gewählt werden, damit das Collegium der Kreisverordneten aus 12 Männern bestehe, die aus ihrer Mitte sich einen Vorsteher wählen. Zweytens fremde aus entlegenen Gegenden genommene Kreisverordnete sind, wenn sie zu diesem Geschäfte berufen werden, mit dem Locale, mit der Ertragsfähigkeit der Grundstücke, und noch mehr mit der physischen Beschaffenheit derselben gänzlich unbekannt; sie müssen daher sich doch bey den Verständigen des Orts um alles dieß erkundigen, und sprechen daher nur aus, was im Grunde die Sachkundigen im Orte selbst für recht und gut erkennen. Drittens werden diesen Kreisverordneten mit Recht und Billigkeit, Diäten, Reisekosten, Schreibgebühren und dergleichen zuerkannt, die alle der Gemeinde zur Last fallen. Man weiß aber wie schwer der Bauer, der schon Last genug trägt, dahin zu bringen ist, noch neue Bürden auf sich zu nehmen, und daß er, um diese Kosten zu vermeiden, lieber gar nicht an die Theilung der Gemeindegüter denkt, geschweige denn sich darum bey den Kreisverordneten verwendet. Viertens würden aus diesem weitläufigen Verfahren unaufhörliche Processe entstehen. — Denn hier ist der Proceßsucht Thür und Thor recht aufgethan, und mancher, dem man durch die Theilung der Gemeindegüter aufzuhelfen suchte, würde durch Einleitung dieses oder jenes Processes zum Bettler werden. Und überdieß bedarf es um Gemeinheiten unter die Gemeindeglieder zu theilen, aller dieser Weitläufigkeiten nach Recns. Meinung nicht. Es ist genug, wenn von dem Landesfürsten der Befehl gegeben wird: die Gemeinheiten sollen aufgehoben werden; wenn sich denn

in jedem Kreise ein von dem Kreisamte bestimmter Kreiscommissär, der, wie sich von selbst versteht, ein Rechtsgelehrter seyn muß, damit er, wenn Streitigkeiten obwalten sollten, dieselben untersuchen und beylegen könne, mit einem der Landwirthschaft, und der Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens kundigem Manne an Ort und Stelle verfügt, und mit Zuziehung der Ortsvorstände, die gewöhnlich die Verständigsten des Ortes sind, nicht nur die Theilung der Gemeinheiten einleitet und vollführt, sondern auch die Bonitirung der Grundstücke zu Stande bringt. Rec. hält dafür: daß auf diese Weise der Gemeinde weniger Kosten erwachsen, weniger Processe entstehen und überhaupt das ganze Geschäft leichter von statten gehen würde. Daß Gemeinheitstheilungen eine der nützlichsten Veranstaltungen des Staates sind, die entschiedenen Einfluß auf den Wohlstand der Gemeinde selbst haben, liegt am Tage; aber Rec. sieht nicht ein, wie man Gemeinheiten, wo den ganzen Sommer über das Vieh zu weiden pflegt, theilen könne, ohne vorher die nöthige Einleitung zur Stallfütterung getroffen zu haben. Jede angetragene oder anbefohlene Theilung einer Gemeinheit muß daher der Gemeinde ein ganzes Jahr vorher bekannt gemacht werden, ehe zur Theilung geschritten werden kann.

Neugriechische Literatur.

Kurze Anzeige:

ΔΥΠΙΚΑ τοῦ εὐγενεστάτου ἀρχόντος καμηνάρη κυρίου
ΑΘΑΝΑΣΙΟΥ ΧΡΙΣΤΟΠΟΥΛΟΥ. (Wien)
1811. 226 S. in 12.

Wir benutzen diese Zeilen, um die Philologen auf diese in Konstantinopel so beliebten Lieder des Kaminars *Christopulos*, den seine Landsleute den neuen *Anakreon* nennen, aufmerksam zu machen. Die Sprache ist *gemeingriechisch*; alle Lieder *gereimt*. *Korai* hat völlig Recht, daß auch diese Sprache, wie jede andre, ihre Gesetzgebung nur von guten *Dichtern*, nicht von *Grammatikern*, erwarten darf. *Christopulo's* Lieder scheinen uns ein beachtenswerther Beytrag hiezu. Schade, daß auch das kleinste dieser Lieder zu groß ist, um hier als Beyspiel ganz aufgeführt zu werden. Nur den Anfang von *Τώρα* (Itzt):
 Δὲν θέλω νὰ ἐλπίσω. D. i. Nicht will ich hoffen;
 Δὲν θέλω νὰ φροντίσω Nicht will ich sorgen
 Τὸ μέλλον 'ς τὴν ζωὴν. Um das Kommende im Leben.
 Τὸ σήμερον προκρίνω, Das Heute wähl' ich;
 Τὸ αὔριο τ' ἀρίνω Das Morgen, das laß' ich
 'ς τῆς τύχης τὴν ῥοήν. Dem Strome des Glücks.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 78. Dienstag, den 28. September 1813.

Naturlehre.

Angenehme Unterhaltungen für junge Leute in freyen Stunden, oder Angaben, wie dieselben auf eine leichte und ihnen angenehme Art nützlich zu beschäftigen sind, wobey sie spielend Kenntnisse in solchen Wissenschaften erhalten, die in ihren gewöhnlichen Unterrichtsstunden nicht vorkommen. Aus eigener Erfahrung vorgelegt, von *Johann Conrad Gütle*, der Mathematik und Physik Lehrer. Mit (IV) Kupfern. Nürnberg 1813. Bey *Friedrich Kampe*. XXIV und 238 S. in 8.

Der Verfasser hat diese Schrift in VII Absätze getheilt, von denen Nr. I. technologische; II. optische; III. Unterhaltungen aus der Hydraulik und Aerometrie; IV. Unterhaltungen aus der Chemie; V. Unterhaltungen mit Electricität ohne Maschine; VI. magnetische Unterhaltungen, und Nr. VII. vermischte Unterhaltungen enthält. Unter diesen Absätzen beschäftigt sich der erste Absatz vorzüglich mit der Anweisung zu Abdrücken von Kupferstichen und Pflanzen auf Papier, so wie ersterer auf Glas. Die Absätze II. und III. sind ziemlich reichhaltig, die folgenden dagegen etwas dürftig ausgestattet. Der Verf. hat sich bemüht, nur solche Versuche auszuheben, die ohne kostspieligen Apparat angestellt werden können. Größtentheils sind passende Erklärungen beygefügt.

Es leidet keinen Zweifel, daß die erwähnte Schrift, in welcher die Materialien für den beabsichtigten Zweck passender und mit mehr Auswahl geordnet sind, als das in den gewöhnlichen kleineren und größeren, sogenannten natürlichen Magien der Fall seyn kann, mit Nutzen gebraucht werden könne, bey jungen Leuten durch Anstellung leichter Experimente Geschmack an physikalischen

lischen Arbeiten zu erwecken, und sie für ein ernsteres Studium der Naturkunde empfänglicher zu machen.

Literar-Geschichte.

Die schöne Literatur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von *Franz Horn*. Berlin und Stettin, bey *Friedrich Nikolai*. 1812. 324 S. in 8.

(Beschluss.)

Ungeachtet es nun aber Hrn. *Franz Horn* begegnet ist, durch die Beziehung der deutschen Literatur als ein isolirtes fragmentarisches Streben der Einzelnen, ihr Daseyn, durch welches und in welchem er selbst als Schriftsteller existirt, zu läugnen, so muß die Wahrheit obiger Behauptungen jedem Unbefangenen auch selbst aus seiner eigenen Literatur-Historie hervorgehen, wie er auch immer die Sache fragmentarisch auf Gerathewohl zusammen gehäuft, und von der zu Ende jenes Jahrhunderts, als Resultat der frühern Bestrebungen der Deutschen, hervorgegangenen ästhetischen Revolution kaum etwas anderes, als das Namensverzeichnis der Werke und ihrer Verf. gibt. Auch hat er mehrere Abtheilungen seiner Geschichte mit reifer Beurtheilung ausgeführt, einzelne Helden der deutschen Kunst ihrer und des Vaterlandes würdig charakterisirt, nicht selten erfreut er den Leser durch geistreiche Eigenthümlichkeit des Urtheils; öfter doch geschieht es, daß er die Meinungen der vorzüglichsten Kritiker der Gegenwart mit scheinbarer Nichtachtung derselben wie von ihm selbst erfunden, hinstellt, dieser verdienten Führer der Literatur aber kaum anders als im Vorübergehen und tadelnd erwähnen will. In einem

zweckmäßigen Eingange wird auf den politischen Vorfall der Deutschen im frühern Jahrhunderte hingewiesen, der ersten Gründer der wieder erwachenden Dichtkunst mit Achtung erwähnt, *Hagedorn, Haller, Gleim* und ihre Zeitgenossen mit jener Billigkeit und Schätzung auch desjenigen, was nur Versuch ist, gewürdigt, die man von dem Beurtheiler des ersten Beginns eines künftig großen Strebens der Nation mit Recht fordern kann; der Streit der Schweitzer und Leipziger Sekte, und insbesondere der Führer der Letztern, *Bodmer*, ist mit treffender Wahrheit dargestellt. Vorzüglich ist die Charakterisirung *Klopstocks*, des Vaters der neuern deutschen Dichtkunst, sein hohes Verdienst um ihre Existenz, die Tiefe seines herrlichen Gemüths, mit gründlicher Würdigung anerkannt, seine Fehler sind nicht verschwiegen; die eigentliche Wesenheit seines Charakters ist mit Recht in das Gefühl der Freundschaft gesetzt, eines Gefühls, welches sich aber nicht selten an dem Gegenstande seiner Wahl täuschte, und oft die Halbheit und Mittelmäßigkeit in dem gefeyerten Freunde nicht entdeckte. Etwas hart wird mit *Browe* und *Cronegk* verfahren, *Winkelmann* auf die oben bemerkte Weise abgefertigt. Bey Gelegenheit *Lessing's* versucht der Verf., wiewohl mit Glück, witzig zu seyn, indem er den Streit jener beyden Parteyen lächerlich zu machen sucht, deren eine in diesem grossen Gründer der Kritik einen vollendeten Dichter und Philosophen, die andere mehr das erhabne und allseitige Streben seines kühnen Geistes bewunderte. Zuletzt versucht er über ihn eine eigene Meinung aufzustellen, die aber von jener tief sinnig begründeten *Friedrich Schlegels* wenig sich unterscheidet, und kaum mehr als eine Paraphrase genannt werden kann. Was den liebenswürdigen Lehrer der Deutschen, *Herder*, betrifft, so verweist der Hr. Verf. hier zuerst auf *Friedrich Richter's* Vorschule der Ästhetik, indem er sich erklärt, fast jedes dort ausgesprochene Lob freudig zu unterschreiben; hierauf aber rückt er, und zwar nicht mit unbilligem Tadel, über einige seiner letztern Schwächen hervor, nur hätte Rec. gewünscht, daß dieses mit weniger Bitterkeit geschehen wäre. Das Endé der Darstellung ist sodann wieder eine begeisterte Lobeserhebung desselben; und obgleich wir hierin keineswegs einen Widerspruch des Urtheils finden, so wäre es doch zweckmäßiger gewesen, statt diesem vermittelnden Hin- und Hertreiben vielmehr ein Ganzes der Darstellung zu bilden, in welchem die sogenannte Vermittlung schon in der Mitte vorhanden seyn könnte.

Der Verdienste *Wieland's* gedenkt der Hr. Verf. mit der nöthigen Ausführlichkeit, aber auch hier

wieder erhält seine Darstellung ein gewisses Janusmäßiges Ansehen, und zeigt ein doppeltes Antlitz, doch benützt er die Gelegenheit, des einst von der Kritik gegen *Wieland* sehr heftigen geäußerten Tadel, den er mit wohlgefälliger Breite gleichsam anklagend hier wiederholt, um ein ihm beliebtes Thema wieder anzuregen: daß deutsche Dichter das ganz eigne Schicksal hätten, wenn ihre Berühmtheit am größten sey, auch dem Tadel am nächsten zu stehen. Rec. fühlt sich indess in dieser dem Hrn. Verf. mißfälligen Eigenheit so sehr als Deutscher, daß er hier ganz offen sich zu bekennen getraut, wie er, wenn ein seltener und großer Dichter recht hoch gefeyert wird, schon mit freudiger Erwartung auf jene Stimmen harre, die ihn recht gründlich, wenn auch selbst ohne Berücksichtigung seiner Verdienste, tadeln werden; denn diese seit *Herder* so oft mit Schmachüberhäufung durchgezogene Undankbarkeit der Deutschen war eben seit jeher der Bürge ihrer unverwüthlichen Trefflichkeit. Große Werke und ihre Gründer ehren sie, oft mit überschwänglicher Begeisterung vielmahls höher jedoch, als die Schönheit selbst. Beschränktheit hassen sie, auch an dem Vorzüglichen, und werfen daher nicht selten das was sie lange geehrt, mit ungestümmer Hast plötzlich von sich, wenn sie jene Beschränktheit gewahr werden, weil sie keinen Götzen, sondern die Göttin selbst zu erlangen trachten. Mehr vorwärts blickend, auf das weitentfernte Ziel ihrer Bestrebungen, als rückwärts auf den bereits zurückgelegten Weg, vergessen sie im Eifer ihrer edlen Eile der wohlthätigen Führer, die sie so weit gebracht, um sich an neue anzuschließen. Es wird aber die Zeit kommen, wo der Grad der Bildung, der diesem Volke von der Gottheit vergönnt ist, erreicht seyn wird, wo selbes von der Höhe seines errungenen Standpunctes die weite zurückgelegte Bahn freudig überblicken, und all seine wohlthätigen Führer gerührt anerkennen wird. Endlich kann, wie nicht bloß der Hr. Verf., sondern Jeder der von Kunst würdige Begriffe hat, überzeugt ist, ächte wahre Poesie, wenn auch ein ganzes Zeitalter sie über andern Bemühungen vergessen sollte, niemals zu Grunde gehen. Was den ehrwürdigen *Wieland* selbst betrifft, so sind die Fehler und Schwächen, deren man ihn anklagte, zwar beynahe mehr das Erbtheil der Zeit in der er vorzüglich dichtete; allein alle die Heftigkeit, womit gegen ihn verfahren wurde, zwar schmerzlich für den edlen Greis, war doch darum kaum zu vermeiden, weil gerade das, was in seinen Schriften wirklich der Nachahmung nicht werth ist, als das Höchste angestaunt, und knabenhaft nachgestümpert wurde. Noch heut zu Tage genießen wir an Hrn. *Falk's* weitläufig herum-

schweifender Prosa und an dem Jammer seiner sich selbst belächelnden Späße hievon ein trauriges Erbstück.

In einer ähnlichen Art verfährt der Hr. Verf. bey dem schwierigsten Gegenstande des ganzen Werks, bey der Darstellung nämlich des Geistes und der Eigenthümlichkeit der Göthe'schen Dichtung und des Dichters selbst. Statt eines einzelnen, umfassenden, unbedingt ausgesprochenen Urtheils, wählte er lieber (die Gespräche über Poesie im Athenäum nachahmend) den Ausweg, die Ansichten Mehrerer über diesen gefeyerten Dichter neben einander aufzustellen. Was in dieser mit vorzüglicher Sorgfalt gearbeiteten Abtheilung des Werks zum Lobe des seltenen Meisters gesagt wird, mag sich leicht in den zerstreuten Schriften der neueren Kritik bereits alles vorfinden, und Rec. hätte dagegen nichts zu erinnern, wenn der Hr. Verfasser die Leiter seines Urtheils anerkannte, welches aber nicht geschieht. Diesem Lobe gegenüber steht die Kehrseite, ein eben nicht mit Zurückhaltung ausgesprochener Tadel, der endlich nicht bloß einzelne Gebrechen der Werke, sondern den Dichter selbst trifft. So gehört, nach dem Ausdrucke eines der Sprechenden, die Scene im *Clavigo*, wo *Beaumarchais* seine Schwester dem *Clavigo* aufdringt, zu den allerpeinlichsten, was seit *Thespis* auf die Bühne gebracht wurde; der Eindruck derselben kann nur mit dem der Hinrichtung des ärmsten der armen Sünder verglichen werden. Hinsichtlich der Stellen weiß der Sprechende das Wort nicht zu finden, das seinen Abscheu vor diesem Stücke auszudrücken fähig wäre. Es ist von anständiger Unpoesie, von geistreicher Halb-Unsittlichkeit im *Wilhelm Meister*, so wie von dessen kristallisirter Prosa; von der bequemen *Venus*, die in den römischen Elegien gefeyert wird; ferner von dem Eisfelde mit sternlosem Himmel rücksichtlich der Wahlverwandschaften die Rede. Diese seyen ein Buch, wo schlechterdings Pharisäismus vorwalte, in welchem ein ohnmächtiger Wunsch zu sündigen, der nur nicht recht zur That kommen könne, durchgehends zu Hause sey. Der Grundfehler des Dichters wird endlich nach einem, von einem andern Kritiker, doch weit milder ausgesprochenen Urtheile, hier mit ungeziemender Kühnheit, in den Mangel des Christenthums gesetzt, das dem Dichter gänzlich abgesprochen wird. Diese scharfe Rüge sucht der Verf. durch eine zwar nicht unbedingte doch hochtönende Lobeserhebung des Werks, Dichtung und Wahrheit, nach Vermögen zu mildern, und schließt mit der Überzeugung: der Leser werde gar wohl wissen, welcher Ansicht er beyzustimmen habe, oder vielmehr, von welchem Standpuncte aus sich das Charakteristisch-bedeu-

tende der verschiedenen angeführten Urtheile vereinigen lasse. So hat der Verf. auch hier wieder einen weit ausreichenden Bogen ohne Schlussstein aufgeführt, der vielleicht in seinen zwey abgetheilten Hälften ahnen läßt, daß er schön seyn könnte, wenn er vollendet wäre, seinem Einsturze aber, wie alles Halbvollendete, selbst durch den Mangel der Haltung entgegenarbeitet. Wie sehr fehlt dieser vermittelnden Kritik Mitte und Mittel der Existenz! und welche heilige Pflicht wäre es nicht dem Geschichtschreiber gewesen, über das größte Kunstgenie seiner Zeit die Meinungen der Zeitgenossen nicht schroff einander gegenüber zu stellen, sondern, in ihren Mittelpunct vordringend, ein ganzes und vollendetes Bild dieses Chorführers der Musen zu geben, der selbst in seiner spätern Entartung noch Verehrung erzwingt. Übrigens hat hier der Hr. Verf., was er bey *Wieland* an den Deutschen getadelt, der hohen Feyer der Vortrefflichkeit den schnellen Tadel, wiewohl nicht mit so schuldlosem Sinne, wie dieses gewöhnlich zu geschehen pflegt, überall rasch und zudringlich folgen lassen.

Über *Sturz*, *Hamann*, *Klinger*, *Musäus*, besonders *Gerstenberg*, *Gökingk*, *Gotter*, *Babo*, *Joh. G. Jakobi* und *Huber* liefert der Verf., wiewohl zum Theil mit Hinweisung auf andere Schriften als dieses Werk, schätzbare Ansichten; dafür ist um so kecker und schneller über *Engel*, *Garve*, *Salzer*, *Mendelsohn*, *Denis* und *Mastalier* der Stab gebrochen, und bey *Jean Paul* (*Friedrich Richter*) auf das hin verwiesen, was der Hr. Verf. über diesen ihm theuern Dichter in mehreren Schriften, am ausführlichsten in der *Latona* gesagt habe, und nur vor der einseitigen Auffassung dieses reichen und tief sinnigen Dichters warnt der Verfasser. Graf *Leopold von Stollberg* zerfällt wieder, wie fast alles, was dem Hrn. Verf. merkwürdig scheint, in zwey gleiche Hälften des Guten und Bösen, ohne verbindenden Mittelpunct.

Von dem einzigen *Schiller* gibt der Hr. Verf. ein in sich vollendetes, reich ausgeführtes, und nicht in zwey Hälften zerfallendes Bild, obwohl er mit richterlicher Strenge die Mängel des oratorischen Strebens desselben nachweist. Mit Recht setzt der Verfasser in Übereinstimmung mit Hrn. *Adam Müller*, das Wesen dieses im edelsten Verstande des Wortes hochherzigen Redners mehr in die Reflexion als in die dichterische Anschauung, welche die Vorführung der schroff sich gegenüber gestellten Gegensätze des Lebens, die bey eigentlichen Dichtern schon gelöst erscheinen, zur Folge hat. Die nach dieser Ansicht durchgeführte Beurtheilung seiner Dichtungen ist nicht im Tone des Bewunderers, und nicht in jenem des Tadlers, wohl aber mit jener Sicherheit des Urtheils abgefäht, welche denjenigen zu ho-

gleiten pflegt, der in den Mittelpunct des Gegenstandes, den er darstellt, gedrungen ist. Wenn aber der Hr. Verf. die Braut von Messina den Phönikerinnen vorziehen zu können glaubt, so ist dieß etwas, worin Rec. zwar einer andern Meinung ist, sich aber hier nicht auf deren Auseinandersetzung einlassen zu dürfen glaubt. Offenbar irrt der Verf., wenn er wähnt, daß Schiller's Epigramme nicht die gehörige Aufmerksamkeit gefunden, oder wenn er bey der spätern nichts Vorzügliches darbietenden Charakterisirung Bürger's, von Schiller's Recension über Bürger in einem gewissen wegwerfenden Tone spricht, als ob eben nicht viel dahinter verborgen läge; welches er vermuthlich nach Schiller's eigener späterer Äußerung hierüber auf Treue und Glauben als gewiss angenommen. Die Art, wie er Schiller's Prosa darstellt, daß sie anfangs überladen, schwer und prunkend, später rein, gediegen und harmonisch, endlich in gesuchter Pracht etwas zu reich gewesen sey, werden die Kunstfreunde der Wahrheit strenge gemäls finden.

Sehr ausführlich und mit Wohlgefallen behandelt der Hr. Verf. Kotzebue'n, dessen eigentliches Talent er auf das Lustspiel beschränkt, hierin ihn aber weit wichtiger findet, als eine unparteyische Kritik zugeben darf. Eben so wenig, wie das Weinen und der Jammer im Träuerspiele, kann das Lachen und der Spas letzter oder eigentlicher Zweck des Lustspiels seyn; und wenn im Träuerspiele die Trauer selbst endlich zu einem Zustande des Gemüthes hinführen soll, wo alle Trauer in Nichts verschwindet, so auch das Lustspiel wiewohl auf verschiedenem Wege zur vollsten Ruhe des Gemüths und reinen Erhabenheit der Empfindung; diesen höhern Genuß, den wir bey den Alten, bey Shakespeare, den Spaniern, ja sogar in einigen italienischen Opern vorfinden, ist bey Hrn. von Kotzebue eine kaum zu ahnende Sache, da die Halbheit seiner Charaktere und sein bloß über die Flachheit des Lebens hinflatternder Witz, wie er diese Benennung verdient, jeden höheren Aufflug des Geistes, selbst wenn es der sonst glücklich erfundene Stoff zulassen sollte, im Beginnen hemmt und vernichtet. Der Hr. Verf. selbst beschäftigt sich durch mehrere Blätter mit Aufzählung der Schwächen, Gebrechen, Halbheiten dieses sonst mit seltener Leichtigkeit der Erfindung ausgestatteten Geistes, und hat vermuthlich größtentheils nur darum, weil seit Jahren sehr viel gegen diesen Schriftsteller oft mit Bitterkeit vorgebracht wurde, seine Parthey in einiger Hinsicht nehmen zu müssen geglaubt. Als Romandichter und Reisebeschreiber weist er ihm indess einen sehr untergeordneten Platz an, als Kritiker nennt er ihn einen bloßen Empiriker,

überhaupt aber findet er, daß, was an ihm Fehler sey, mehr dem gänzlichen Mangel an Anstrengung und dem Nichtwollen, als dem Unvermögen zuzuschreiben seyn würde.

Tiedge erhält ein, nach der Überzeugung des Rec. zu unbedingtes Lob; da die Werke dieses sonst schätzbaren und achtungswürdigen Schriftstellers zu sehr überall die Beschwerde der Arbeit verrathen, und bey edlen Tendenzen doch ohne jene Freyheit der Behandlung sind, welche erst den wahren Dichter bearkundet. Was der Hr. Verf. über Jünger, Schröder, Brandes, Carl Philipp Moritz, Meissner, Küttner sagt, muß Rec. der strengsten Billigkeit gemäls finden; nicht also jenes was von Knigge zu absprechend, über Gedike aber zu lobpreisend angeführt wird. Über Voss führt der Hr. Verf. zuerst ein früher im Jahre 1805, wie er sich ausdrückt, damals mit Schonung und nur leiser Andeutung der Gebrechen dieses Schriftstellers, doch eigentlich sehr lobpreisend gefalltes Urtheil an, hierauf aber gibt er ihm moralische Ruthenstreichs und schmäht ihn wie ein ungezogenes Kind, weil er sich seither unterstanden, gegen die romantische Poesie als Kämpfer aufzutreten, und den Horaz in einer Übersetzung zu geben, die in ihrer eckigen Schroffheit, hinstarrenden Dumpfheit, und tröcknen öden Schwere für den gewandten feinsinnigen Römer ein betrübttes Grab bereitete. Diese zwey starren Hälften des Lobes und Tadels erwecken im Gemüthe des Lesenden wahrhaft den Eindruck des Lustspiels. Der Hr. Verf. selbst nämlich zeigt sich in seinem vermittelnden Zorne hochkômisch, und sich selbst parodirend. Indem er nun Vossen, der freylich in seinem Streite gegen die Romantik sich auf etwas einließ, wohin seine Kräfte nicht reichen, den Vorwurf macht, nichts von der romantischen Poesie zu verstehen, gibt er dem Leser seine eigene, im Jahre 1802 in den musikalischen Fragmenten hierüber entwickelten Ansichten, und setzt hierin sonderbar genug das Romantische dem Schönen entgegen, als ob überhaupt etwas, was nicht schön ist, ein Gegenstand der Kunst seyn könnte, und als ob das Romantische etwas anderes als eine eigenthümliche Form der Schönheit selbst wäre. Alle Definitionen über das Romantische sind überhaupt bis jetzt sehr schwankend und unbestimmt gewesen; wie Rec. glaubt, aus dem einfachen Grunde, weil die Deutschen gerade im reichsten Aufblühen ihrer romantischen Kunst begriffen sind, Niemand aber seine innerste Eigenthümlichkeit selbst rein zu durchschauen im Stande seyn kann.

Dieses Werk nun der Geschichte der deutschen schönen Literatur, das mit dem erstaunenswürdigen Umschwung hätte enden sollen, der durch den ganzen Lauf des Jahrhunderts allmählig vor-

bereitet, am Ende desselben ihr plötzlich eine neue Gestalt gab, endet eigentlich mit der Darstellung *Lafontaine's* und *Iffland's*, und mit einer weitschweifigen Entwicklung der Verdienste des Letztern, die er immer haben mag, und wogegen wir ihm manche Pein über uns hingegossener Langerweile gerne verzeihen; die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts aber mit irgend einer seiner Hauskomödien zu schliessen, wird er vielleicht selbst nicht gerathen finden. Den Beginn der neuern Gestalt der Dinge setzt der Hr. Verf. Seite 314 selbst in die letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, S. 315 aber gehört er plötzlich ganz in das neunzehnte; es wird hierauf nach Erwähnung der Wissenschaftslehre und der Horen ein Namensverzeichnis der Schriften gegeben, deren Verf. am meisten zu dieser so genannten ästhetischen Revolution beygetragen, den wirkungsreichsten, den meisten Kampf veranlafsten, ihm aber nicht immer als die vortrefflichsten erscheinen. Ja der Hr. Verf. versichert unter diesen Schriften sogar einige anführen zu müssen, die seinem ästhetischen Gefühle keineswegs zusagen, ist aber völlig überzeugt, daß der besonnene Leser gar wohl werde zu unterscheiden wissen.

So wünschet dann Rec. dem Hrn. Verf. durchgehends besonnene Leser, weil anderen über diesem Namensverzeichnisse die Besinnung nimmer erwachen dürfte. Ihm selbst aber möge bey einer zweyten Auflage dieser Literaturgeschichte die Arbeit nicht zu groß dünken, die Fragmente, die er oft mit Sorgfalt und Geist gesammelt, zu einem wirklichen und wahrhaften Ganzen zu verschmelzen.

M. v. Collin.

Philologie.

Xenophontis Oeconomicus. Edidit Guilelmus Kusterus. Lipsiae in libraria Schwickertiana 1812. IV. S. 266 in 8. Beygefügt ist am Schlusse: *Benjamin Weiskii de Xenophontis Oeconomico dissertatio: — cum non tam ad docendum quam ad delectandum esse conscriptum — illa delectatio e quibus rebus creatur.*

Der Herausgeber liefert hier eine neue Ausgabe des *Oekonomikus*, welche nebst Noten von *Bach*, *Zeune*, *Schneider* u. a., noch seine eigenen Bemerkungen enthält. Es dürfte vielleicht eine Frage seyn, in wie fern eine neue umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes, wenn etwa der neue Bearbeiter nicht zu einem bestimmten Zwecke

sammelte, jetzt schon Bedürfnis war. Was den Hrn. *Wilhelm Kuster* betrifft, so war seine Absicht, laut der Vorrede, nur in dem Kreise seiner Bekanntschaft zu zeigen, daß ohngeachtet des härtesten Kriegesungemaches (wovon gleich das Nähere) sein Geist für solche Arbeiten nicht abgestumpft worden sey. — Rec. muß aber gestehen, daß schon die Vorrede es ihm ganz verleidet habe, sich in eine nähere Anzeige des Werkes einzulassen. Man nehme: Der Herausgeber, erst ein *rauhes Soldat, der mit langem Barte die Mädchen schreckte*, wird durch eine schwere Kopfwunde gezwungen, sich auf sein *praedictum* zurückzuziehen, wo er nun seine Zeit den Studien weihet; aber damit nicht genug, auch der Bediente der seinen Herrn immer unter Büchern sieht, wirft sich mit solchem Eifer auf die Wissenschaften, daß er innerhalb Jahresfrist seinem Herrn zu der Ausgabe des *Oekonomikus* hülfreiche Hand bieten kann, der übrigens sein Anerbieten gern und nicht ohne einigen Vortheil annimmt. *Atque hanc quidem rem*, fährt der Hr. Verf. weiter fort, *ita instituebamus, ut quum ab initio notas una conscriberemus, invicem altero meditante et dicente, altero dictata calamo excipiente, aliquanto post quae ad interpretationem reliqua erant inter nos aequaliter distributis, neuter alterius auxilium aut consilio uteretur, sed pro se quisque, quod videretur cunque, in chartam conjiceret.*

Während dieser Bearbeitung selbst nun ereigneten sich sehr außerbauliche Scenen; denn wenn der Knecht sich in seinen Ausdrücken gegen die vorigen Herausgeber *Zeune* und *Schneider* manchmal zu gröblich verging, wurde ihm sein Herr so böse, *ut eum*, schreibt er, *nisi tanta me semper coluisset fide, vel humi prostravisset, ut conspersisset cerebro viam*, etwa so wie der Cyclope bey *Homer*:

Σὺν δὴ ὄω μάρφας, ὡς σκόλακος προσι γαίῃ
Κόπτ' ἐκ δ' ἐγκέφαλος χαμάδις ἢε δέῃς γαίης.

Man sollte das Ganze beynahe für einen (übrigens äußerst unwürdigen) Scherz halten; aber S. 219 ruft der Verf. so kläglich: *Vah! me miserum! dolor capitis hostilis vulnere capuli contractus, mulier morte erepta, infantes orbat, librarium officina urgens. At, sic hortantur amici, scribe, quodcunque tibi in mentem venerit, u. s. w.* daß man ihm den Glauben wohl kaum versagen kann.

Wollte man doch, so lange das Heil unserer classischen Literatur nicht an einer veränderten Leseart haftet, die Herstellung derselben den Männern überlassen, denen die Natur und einlanges ernstes Studium der Sprache dazu den Befehl geben. Unwillkürlich drängen sich bey manchen dieser kritischen Ausgaben, wo man vor lau-

ter Worten nicht zur Sache, und vor dem Emen-
diren und Vergleichen hundert anderer Schrift-
steller nicht zur Benutzung des Einen kommt, je-
ne goldenen Worte des verewigten Altvaters *Hey-
ne*, die er in seiner Abhandlung *de finibus studii
critici regundis* aussprach *), auf. Rec. schließt mit
diesem theuren Nahmen: *Luculentior tamen et pro-
babilior est criticae commendatio, si illa ad ipsam
orationis seu solutae seu vinetae virtutem et ele-
gantiam processcrit, et sententiarum rerumque
veritatem et cum natura usuque consensum, ver-
borumque proprietatem, exploraverit, iudicium-
que rectum et sanum de his tulerit; si porro crit:ca
ad iudicia veterum et opiniones, ad disciplinas et
disciplinarum, quae nunc cum maxime effloruerunt,
initia et incrementa in scriptoribus eruenda et il-
lustranda, ad historicas difficultates et obscurita-
tes tollendas, transferatur: multa enim in his a
lectionis veritate et sermonis severiore ac substi-
tione studio sunt ducenda* (pag. XXI).

Schöne Wissenschaften.

Gedichte vor und während dem (des) Kriege
(Krieges) 1813. Von *Fouqué*. Als Manuscript
für Freunde. Berlin, bey *Julius Eduard Hitzig*,
1813. 16 S. in 8.

Der treffliche, vielen Lesern so werthe und be-
sonders seinen Freunden als Mensch so theure
und liebe Dichter *Friedrich Baron de la Motte
Fouqué*, ein wahrer Dichter im strengsten Ver-
stande des Wortes, war einer der ersten, der
dem Rufe des Königs von Preußen folgte, als der-
selbe die ganze Jugend aufboth zum Kampfe fürs
Vaterland. Seinen ruhigen Land- und Musensitz,
eine geliebte Gattin, als Schriftstellerin auch von
so vielen mit vollem Rechte bewundert und ge-
rühmt, eine hoffnungsvolle Tochter verlassend,
eilte er nach Breslau, um sich dem Könige vorzu-
stellen. Der Herausgeber und Verleger führt diese
Lieder, mit einer Stelle aus *Fouqué's* Briefe an
ihn, seinen Freunden zu, und es sey daher er-
laubt, daß Rec., der in dem Orte lebt, der in
der neuern Geschichte durch das Bündniß Rufs-
lands und Preußens so merkwürdig geworden ist,
und der Mittelpunct aller der Ereignisse ward,

*) *Chr. Gottl. Heyne epistola — de finibus studii
critici regundis* vorgesetzt des: *Herodis Attici quae
persunt* von *Raphael Fiorillo Lipsiae 1801.*

die eine Verwandlung Deutschlands nach sich zie-
hen werden, auch eine Stelle aus dem Briefe sei-
nes Freundes vom 15. Februar anführt: »Wundern
Sie sich nicht, wenn in ungefähr siebzehn Tagen
ein reitender Jäger in ihre Stube tritt, der *Fou-
qué* heist. Ich wollte Sie und *H.* erst damit über-
raschen; aber der Gedanke, Sie länger in Unge-
wisheit zu lassen, drückte all zu schwer auf mei-
ne Brust. Nun ist es auf eine Weile mit meiner
Züher stille; wenn die blauen Bohnen (Soldaten-
witz für: Kugeln) und die feindlichen Säbel böse
sind, wohl für immer. Mages! der Degen ist auch
gut Ding und das Bild meines Großvaters schaut
jetzt mit zwiefacher Freudigkeit auf mich herun-
ter.« Er kam nach Breslau, der König machte ihn
gleich zum Lieutenant, und er ward Führer der Jäger
des brandenburgischen Cuirassier-Regiments, die
er zu Sieg und Ehre durch die Schlachten bey
Lützen und Bautzen, und durch das Reiterey-Ge-
fecht bey Hainau geführt hat.

Die dichterischen Früchte dieses ersten Theils
des Feldzugs liegen hier vor uns. Wir erhalten
ein zartes, sinniges Vorspiel; ein zweytes, über-
schrieben *das Gastmahl*, entstand, als der Dich-
ter von einem Mittagsmahl bey dem Könige, der un-
ter seinen Feldherrn gesessen, zurückgekehrt.
Keck und freudig tritt uns ein Kriegerlied für die
freywilligen Jäger entgegen:

Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land!

Dem gefallenen, tapfern Ferunde, *Wilhelm von
der Gräben*, widmet er ein Lied zum Andenken,
und besingt dann seine reitende Jägerschar nach
der Schlacht bey Lützen:

Wer reitet so frisch und singt so hell
Dem rühmlichen Kampf entgegen?
Die Krieger, die kenn' ich als keck und schnell,
Vor keiner Gefahr verlegen;
Das ist meine reitende Jägerschar,
Die so kühn und freudig bey Lützen war.

Diese drey Lieder sind nach einer sangbaren,
angenehmen und allgemein bekannten Weise zu
singen. Das beschliessende Wechselgespräch: *das
Mädchen und der Lütow'sche Jäger* entstand aus
einer Erzählung, welche die Zeitungen gaben.
Das Lied ist gar erfreulich und zierlich.

Wir vermessen indessen ungern ein Lied, wel-
ches uns *Fouqué* in einem Briefe vom 14. April
zusandte, das wir hier mittheilen, um die Samml-
ung zu ergänzen.

Jägerlied auf den Sieg Dörnbergs bey Lüneburg.

Nach der Weise: *Hier sitz' ich auf Rasen* u. s. w.

Der Feind ist geschlagen,
Der Dörnberg siegt!
Wir Jäger, wir jagen,
Die Franzen verzagen,
Der Kaiser der Franzen
Er stutzt und erliegt.

Ihr Jäger stimmt alle
Mit ein in den Sang;
Trommete, du schalle,
Du Franze, du falle!
Der Herrgott ist mit uns,
Die Welt ruft uns Dank.

Der Dörnberg lehe,
Der Wittgenstein auch!
Der Herrgott der gebe,
Dafs bald uns umschwebe
Das Rauschen des Sieges
Im Knallen und Rauch.

Ihr Feldkameraden,
Ihr früher am Spiel,
Ihr habt uns geladen,
Wir ringen, wir baden
Durch Blut und durch Wolken
An's herrliche Ziel.

Wen so viel fromme und freundschaftliche Wünsche in die Schlacht begleiten, den wird uns auch Gott bewahren, dafs er uns noch viele schöne Lieder singe, manch gutes Buch zu unserer Erheiterung und zur Bereicherung unserer Literatur schreibe. Glücklich und siegreich ist er bereits schon durch die drey genannten bedeutenden heissen Tage gekommen; jetzt steht er neben den tapfern und wackern Oesterreichischen Kriegern, bey dem grofsen verbündeten Heere, und kämpft für sein deutsches Vaterland, das er bis jetzt schmückte und fürder noch recht reichlich schmücken möge.

Bschng.

Heilkunde.

Versuch einer Darstellung des kindlichen Organismus, in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht, als Einleitung zu den öffentlichen Vorlesungen über Kinder-

krankheiten von *Henr. Xav. Boer*, der freyen Künste, Philosophie und Arzneykunde Doctor, öffentlichem außerordentlichem Professor der Weiber- und Kinderkrankheiten, und k. k. Stadtarmenärzte des dritten Hauptbezirks. Wien 1813 in der Camesina'schen Buchhandlung. VI. und 125 S. in 8.

Nicht leicht konnte der Verf. eine zweckmäßigere Einleitung zu seinen Vorlesungen über Kinderkrankheiten wählen, als eine vergleichende Betrachtung des kindlichen Organismus mit dem des erwachsenen Menschen. Nur derjenige, der mit den Eigenthümlichkeiten des Kindes-Alters hinlänglich bekannt ist, die Abweichungen und Verschiedenheiten vom ausgebildeten Organismus in Bezug auf Körperbau, Lebensart u. dergl. genau kennt, wird eine richtige Ansicht von der Natur der Kinderkrankheiten gewinnen, und mit Glück in diesem Felde der ärztlichen Ausübung arbeiten. Obgleich nun der geachtete Hr. Verf. uns diefalls mit keinen neuen Entdeckungen bereichert, so verdient er doch allerdings den Dank des ärztlichen Publicums, uns die wesentlichsten Merkmale und Unterschiede, die in Bezug auf Organisation, Lebensart, Krankheits-Ursache und Verlauf, Heilanzeigen und Heilmittel Statt finden, und deren Kenntnifs für den Kinderarzt nicht anders, als höchst wichtig seyn kann, an die Hand gegeben, in eine zweckmäßige Ordnung zusammengestellt, und in einer reinen, selbst dem Schüler und Layen verständlichen Sprache vorgetragen zu haben.

Zuerst unterwirft der Verf. den kindlichen Organismus einer comparativen Betrachtung und vom Knochensysteme anfangend, geht er alle einzelne Systeme der Reihe nach durch. Alsdann wird die Lebensart der Kinder, in wie fern sie sich von jener der Erwachsenen unterscheidet, vorzüglich in Bezug auf Nahrung, Bewegung und Ruhe untersucht, und gezeigt, dafs die Krankheitsursachen, welche die verschiedenen den Kindern eigenthümlichen Krankheitsformen hervorbringen, theils ihren Grund in der Organisation des kindlichen Körpers selbst haben, theils in den mannigfaltigen äußern Einflüssen, die auf den kindlichen Organismus ganz anders, als auf den ausgebildeten wirken, zu suchen sind. Zu diesen schädlichen Potenzen zählt der Verf. mit Recht auch den Mißbrauch der Arzneyen, vorzüglich jenen der mit Purgier- und Schlafmachenden Mitteln getrieben wird; die üble, heut zu Tage so sehr eingerissene Gewohnheit, Kindern geistige Getränke zu geben; die zu frühzeitige Anstrengung der Seelenkräfte, unzuweckmäßige Bekleidung; ein zu warmes oder

kaltcs Verhalten; spezifische Ansteckungsstoffe u. d. m. Eben so richtig ist die Bemerkung, daß der Verlauf der einmal entstandenen Krankheiten bey Kindern viel schneller und unregelmäßiger als bey Erwachsenen vor sich gehe, und daß hiervon der Grund zum Theile in der erhöhten Thätigkeit des arteriellen, und in der noch nicht vollendeten Ausbildung des Nervensystems, zum Theil aber auch in den mannigfaltigen Complicationen, z. B. im Zahn- und Wurmleiden, zu suchen sey. Bey der Bestimmung der Heilanzeigen will der Verf. im Allgemeinen vorzüglich das reproductive System, dessen Thätigkeit im kindlichen Organismus das vorherrschende ist, und das Nerven- und Muskelsystem, wegen des hohen Grades der Empfindlichkeit und Irritabilität bey Kindern, und der darauf sich gründenden großen Geneigtheit zu Convulsionen, berücksichtigt wissen. Rec. muß jedoch hier bemerken, daß der Verf. unter dem reproductiven Systeme eigentlich nur das Dauungs- und Assimilations-System versteht. Da die tägliche Erfahrung lehrt, daß einige Arzneymittel bey Kindern in verhältnißmäßig großer, andere wieder nur in sehr geringer Gabe vertragen werden, so glaubt der Verf. diese verschiedene und von der gewöhnlichen Norm abweichende Wirkungsart der Arzneymittel, gleichfalls in die größere Thätigkeit des reproductiven Systems, in die große Geneigtheit der im kindlichen Organismus vorhandenen Flüssigkeiten zur Verdickung und wirklichen Gerinnung, und endlich in die verhältnißmäßig sehr große Erregbarkeit des Muskel- und Nervensystems, setzen zu dürfen. Die Verschiedenheiten, welche in Rücksicht der Gaben und Form der darzureichenden Heilmittel in der Kinder-Praxis bestehen, werden nach ächten Erfahrungssätzen hier vorgetragen, und die zum Schlusse des Werkchens gegebene Vorschrift, wie erkrankte Kinder zu untersuchen sind, um zu einer richtigen Erkenntniß der Krankheit und ihrer Complicationen zu gelangen, enthält so vortreffliche Winke, daß wir uns aufgefordert fühlen, die Benutzung derselben jedem Kinderarzte dringend zu empfehlen.

St.

Briefe über die Mittel die atmosphärische Luft, besonders bey allgemein verbreiteten ansteckenden Krankheiten zu reinigen. Herausgegeben von D. Carl Göttlob Kühn, ord. öffentl. Prof. der Chirurgie zu Leipzig u. s. w. Leipzig in der Kühnschen Buchhandlung 1813. 108 S. in gr. 8.

In einem Zeitraume, wo die Verheerungen des Krieges sich in ihrer schrecklichen Größe zeigen, auch aufserhalb dem Schlachtfelde in die Hütte des ruhigen Landbewohners und in die Palläste des Städters dringen, und alles was durch die Wuth der Kämpfer nicht fiel, das Opfer einer verheerenden Seuche zu werden bedroht ist — in einem solchen Zeitpunkt kann eine Schrift dieser Art, als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, betrachtet werden. Etwas neues wird der practische und gelehrte Arzt in diesen Briefen freylich vergebens suchen, doch sind sie auch nicht für ihn geschrieben. Der Verf. scheint bloß den Endzweck gehabt zu haben, den jungen noch unerfahrenen Arzt, und den Layen in der Kunst, deren Beruf es ist, oder durch den Drang der Umstände es wird, sich der Ansteckung von typhösen Kranken Preis zu geben, in eine nähere Kenntniß derjenigen Mittel zu setzen, die man um sich zu schützen, und die mit contagiösen Stoffen geschwängerte Luft zu reinigen, gewöhnlich anzuwenden pflegt. Indem nun der Verf. alle zu diesem Behufe bisher vorgeschlagenen Mittel und Methoden der Reihe nach durchgeht, sie einer kurzen Prüfung unterwirft, kommt er endlich auf den eigentlichen Zweck seines Werkchens, nämlich auf die Empfehlung der mineralisuren Räucherungen als des wirksamsten und erprobtesten Verbesserungsmittels verpesteter Luft, weswegen er sie auch vorzüglich in den heutigen Zeitumständen benutzt, und womit Rec. ganz einverstanden ist, in ihre alten Rechte wieder eingesetzt, keineswegs aber durch neue vorgeschlagene Reinigungsmittel, welche die Erfahrung noch nicht auf ihrer Seite haben, verdrängt wissen will.

R.